Leben Friedrichs II Königs von Preussen für deutsche Jünglinge

bearbeitet

von

Johann Georg Friedrich Papst,
Prof. auf der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen.

Zweiter Hälfte erste Abtheilung.

Mit Kupfern.

Nürnberg,
in der Felßeckerischen Buchhandlung.
1789.

Vom Breslauer Frieden 1742, bis zum Dresdner 1745.

Der König hielt nach dem ersten Schlesischen Kriege Wort: er lebte, wie er so oft seinen Freunden aus dem Felde versprochen hatte, den Musen, wie vor dem Kriege, so bald es ihm die wichtigern Regierungsangelegenheiten gestatteten. Mit dem Anfang des Jahrs 1743 gab er durch die Wiederherstellung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, hievon den schönsten Beweis. Schon die Gemahlin Friedrichs des Ersten, eine der geistvollsten Frauen, die ie die Geschichte verewigt, vermochte ihren prunkliebenden Gemahl zur Stiftung einer solchen Akademie. Leibniz, mit dem sie schon lange im Briefwechsel stund, entwarf nicht nur den Plan dazu, sondern wurde auch

ihr erster Präsident. Auser andern Wohlthaten, welche der König Friedrich I dieser neuerrichteten Gesellschaft bereits zugestanden hatte, gab er ihr auch ein Generalprivilegium, Kraft dessen sie in allen preußischen Staaten die Kalender ganz alleine verlegen sollte. Da nun die Akademie immer was tüchtiges in diesem Fache lieferte, so waren ihre Kalender in ganz Europa vorzüglich beliebt und ihr Gewinn verhies der Akademie lange Dauer.

So lange Leibniz und Friedrich I lebte, blieb sie auch wirklich in einem blühenden Zustande und stellte ihre gelehrten Abhandlungen im Druck, der Welt von Zeit zu Zeit zur Bewunderung dar. Allein du weist schon, daß dieses Königs Nachfolger, Friedrich Wilhelm I, nicht nur überhaupt die Wissenschaften seiner kriegerischen Neigung aufopferte, sondern auch alles das herabwürdigte, was sein Vater mit einigem Glanz erhoben hatte. Er machte also auch die Mitglieder dieses Instituts auf mehr als eine Weise lächerlich und benahm ihnen dadurch Lust und Thätigkeit. Als nun Friedrich II an die Regierung kam, hinderten ihn überhäufte Staatsgeschäfte und frühzeitige Kriege, daß er dem Verfall dieser wohlthätigen

Gesell-

Gesellschaft nicht sogleich nachdrücklich Einhalt thun konte. Desto zweckmäsiger geschah es aber in dem genannten Jahre 1743, und zwar auf folgende Veranlassung. Einige gelehrte Minister und Generale des Königs machten sich damals ihre ruhigen Stunden zu Nuz, studierten mit Eifer und schloßen eine gelehrte Gesellschaft, deren Versammlungen in ihren Wohnungen wechselsweise bei dem einem oder dem andern gehalten werden sollten. Diese Privat-Gesellschaft vermehrte sich und gefiel dem Könige selbst so wohl, daß er sich für ihren Beschüzer durch die mildeste Unterstüzung erklärte. Er räumte ihr nicht nur ein Zimmer im Schloße zu den Versammlungen ein, sondern lies auch durch eine Commission die alte königliche und diese neue gelehrte Gesellschaft, in eine königliche mit guten Privilegien und milden Pensionen beglückte Akademie der Wissenschaften und schönen Künste umwandeln. Die Grafen von Schmettau und von Gotter, die Herren von Viereck und von Bork, insgesamt Staatsministers, die Euler, die Lieberkühne, die Polt und Marggrafe, Maupertuis, Jordan, Jariges und Formey, waren ihre ersten Zierden und noch bis diese Stunde hat sie Gelehrte vom ersten Range zu Mitglie-

dern. Will man den König tadeln, daß seine Wahl dabei zu oft auf französische Subjecte fiel; so untersuche man erst, ob denn wirklich die Gelehrsamkeit und der gute Geschmack dabei verlohren, und ob nicht der König sowohl in der rohen Beschaffenheit der meisten damaligen deutschen Gelehrten, als auch vorzüglich in dem frühen Umgang mit den französischen, rechtfertigende Gründe genug zu solchen Wahlen gehabt habe?

Dieses Jahr (1743) lebte der König größtentheils, vom Mai biß zum November, in Potsdam; dichtete und componirte; pflanzte Feigenbäume und Weinstöcke, die er aus dem Ausland kommen lies; scherzte und philosophirte mit nahen und entfernten Freunden; belohnte Künstler und bestrafte im nöthigen Fall, auch mit vieler Selbstverläugnung, ihre Künstler-Insolentien. Ein Beispiel dieser Art stellte er auf in einem seiner Balletmeisters, Potier. Denn da sich dieser Virtuose eben so sehr durch Grobheiten als durch Talente auszeichnete, so iagte er nicht nur diesen von seiner Stelle, sondern lies es auch geschehen, daß eine andere berühmte Tänzerin, Roland, die von ienem unzertrennlich war, zugleich mit vom Schauplaz trat. Friedrich schrieb

dabei seine schönen Gesinnungen an Jordan: „ich werde ganz gewiß einen andern Balletmeister bekommen, der nicht so närrisch ist als Potier. Es ist mir sehr lieb, daß ich des Phantasten los bin, und sehr unlieb, daß die Roland mit ihm zugleich abgeht; indeß werden wir auch ohne Potiers und Rolands leben, und uns um nichts weniger divertiren. Deine Philosophie gibt mir Recht; und daraus, daß mir ein Weiser Beifall gibt, schließ ich denn, daß ich es im höchsten Grade haben müsse.„ Wie würde sich so mancher andere kleine Geist unter dem Fürstenhuthe über diesen vermeintlichen unersezlichen Verlust eines solchen Springers geberdet haben. Friedrichs Lebensfreuden beruheten nicht auf Theaterkabriolen, so sehr er auch Theaterkünstler liebte.

Friede blühete, nach diesem ersten Schlesischen Kriege, allenthalben in Friedrichs Staaten; und nun wurden diese ihres neuen gnädigen Herrn und dieser seiner treuen Unterthanen erst recht froh. Da aber mehrere andere Mächte noch immer gegen einander auf dem Kampfplaz stunden, und nicht nur ihm ingeheim neue Gefahren bereiteten, sondern auch das politische Gleichgewicht der Europäischen Staaten etwas

was zu verrücken schienen, so war Friedrich desto thätiger durch Negotiationen in den Cabinetern, da er des Blutvergießens müde und in einigen Kriegsbedürfnissen etwas erschöpft war. Er bediente sich bei ienen bald freundschaftlicher Vorstellungen, bald nachdrücklicher Aeußerungen, bald auch, wie er selbst sagt, etwas Grossprecherei. Indessen stieg Oestreichs Glück mit dem Anfang des Jahrs 1743 eben so hoch, als es in den beiden vorigen gesunken war. Noch vor kurzem glich es einem Schiff auf offener See, das Mast und Seegel verlohren hatte und von allen Seiten zugleich bestürmt wurde. Nur eine weibliche schwache Hand führte dessen Ruder und sechs gewaffnete Potentaten fielen es doch zu gleicher Zeit an. England allein wurde sein Anker, durch den es sich in eine solche Stellung sezte, daß es nun nicht länger einen Schiffbruch fürchten durfte. Verdient der Schiffmann Beifall, der einen Theil der Last, um das übrige zu retten, über Bord wirft; so war Theresiens Entschluß gewiß der glücklichste, Schlesien hinzugeben, um dadurch ein schon wankendes Königreich Böhmen sich wieder zu bevestigen und etliche der mächtigsten Feinde los zu werden. Kaum war diß geschehen,

hen, so wurden die oestreichischen Waffen allenthalben siegreich. Die noch vor kurzem so geängstete Theresia trachtete nunmehr ihre längst verlohrnen Provinzen wieder zu gewinnen; den Kaiser Karl VII, dessen Erblande ohnedem in ihren Händen waren, seiner kaiserlichen Würde zu entsezen, und Frankreich, das ihr auf den Wällen zu Wien Geseze vorzuschreiben gedrohet hatte, auf das empfindlichste zu demüthigen. England unterstüzte sie in ihren Absichten auf das thätigste, weil sein Interesse in dem Grade gewann, in welchem Frankreich geschwächt wurde. Dabei gab sich England durch die schlauesten Negotiationen Mühe, den König von Preussen entweder in sein Bündniß zu ziehen, oder ihn doch ohne alle Bundsgenossen hinzuhalten und nicht mehr gelten zu lassen, als es wollte, daß er gelten sollte. Friedrich, der weder unter einer solchen Vormundschaft stehen, noch auch zusehen wollte, wie Oestreich eine zu große Uebermacht im deutschen Reich erhielte, durch die dessen Grundverfassung allmählig Gefahr laufen muste, bat den König von England, der zugleich Churfürst des heiligen Römischen Reichs war, in der eingreifenden Sprache eines Patrioten: seines deutschen Vaterlandes zu scho-

nen und dessen allgemeine Freiheit nicht seinem und dem oestreichischen Privatinteresse aufzuopfern. Glückliches deutsches Vaterland! schon so frühe sorgte Friedrichs Wachsamkeit für deine wohlthätige Reichsverfassung, die ihr noch am Abend seines Lebens über alles heilig war! Auf diese Vorstellungen erklärte der König von England, daß er nie etwas dem deutschen Reiche Gefährliches unternehmen würde. Zwar erfüllte er sein Versprechen nicht genau, sondern lies gerade um die Zeit, als Oestreich Lothringen wieder erobern wollte, ein zahlreiches Heer an den Rhein und Main marschiren; schlug die Franzosen bei Dettingen am Main, wo er selbst an der Spize eines seiner englischen Bataillone focht; brachte den König von Sardinien in die oestreichische Partei und gewann mit englischen Guineen selbst die Republik Holland, daß sie für Oestreich eine Anzahl Truppen an den Rhein abschickte. Allein seine Unternehmungen wurden nicht mit dem Erfolge gekrönt, den ihr glücklicher Anfang zu versprechen schien. Ueberhaupt waren also damals drei Hauptparteien auf dem europäischen politischen Schauplaz. Frankreich und sein Geschöpfe, Kaiser Karl VII, bildeten die eine; die andere war

Georg

Georg II, König von Großbritannien und das damals ganz von ihm abhängige Oestreich, Sardinien und Holland, die zu Worms im September 1743 ein Bündniß für die pragmatische Sanction gegen Frankreich geschlossen hatten. Die dritte neutrale Partei bestund aus Rußland und dem friedfertigen König von Preussen. Du weist schon, daß auch diesem die Aufrechthaltung des Kaisers Karls VII sehr am Herzen lag und daß er schon einmal gearbeitet hatte, ihm zu Gunsten, einen deutschen Fürstenbund zu schliessen. In diesem Jahre versuchte er es aufs neue. Allein so sehr auch der Kaiser, der von Bundsgenossen verlassen, aus seinem Erblande verscheucht, zu Frankfurth in der Mitte feindlicher Armeen und dabei biß zum Mitleid andever geldarm war, eine starke Stüze nöthig gehabt hätte, so taub erwiesen sich gegen die Vorstellungen Friedrichs die damaligen deutschen Reichsfürsten. Unter dem Vorwand, seine Schwestern, die Marggräfinnen von Baireuth und Anspach, (gegen das Ende des Septembers) zu besuchen, reiste er selbst ins Reich; gieng biß nach Hohen-Oettingen, mit vorgegebener Neugierde, die Ueberreste des Baierischen Heers zu sehen; eigentlich aber in der Absicht, sich

 dem

mit dem Feldmarschall von Seckendorf über die Mittel zu verabreden, die man zur Hülfleistung des Kaisers aufbieten könte. Allein die Furcht vor Oestreich bei einigen Fürsten; die Liebe zu diesem Hause bei andern, schien sie gegen alle noch so dringende preußische Vorstellungen fühllos gemacht zu haben. Ueberdiß schrieb auch der König in der Geschichte seiner Zeit: Kein Geld, keine deutsche Fürsten! — Geld aber konte der Kaiser nicht, und Frankreich wollt' es nicht geben.

In Friedrichs Regierungsperiode könte vielleicht das Jahr 1743, das Jahr der Negotiationen genannt werden. Oestreich rieth er die nöthige Mäßigung bei seinem Kriegsglück und Beschleunigung des Friedens; England empfahl er patriotische Schonung des deutschen Grund und Bodens; für den Kaiser suchte er Hülfe und für sich selbst guten Willen in Rußland. So thätig er und seine Ministers, aus diesen Absichten, an den auswärtigen Höfen waren, so geschäftig erwiesen sich auch die Minister dieser Höfe an dem Seinigen. England vorzüglich, wollte, daß er Gemeinschaft mit ihm gegen Frankreich machen- und dieses, daß er den Uebermuth der Engländer züchtigen möchte. Während

rend dieser Zeit kam auch Voltaire zum zweitenmal zum Könige nach Berlin und suchte ihn durch scherzhafte Unterhaltungen, wie ein anderer Gesandter durch ernsthafte zu bewegen, aufs neue Partei gegen Frankreichs Feinde zu nehmen. Von dieser Gesandtschaft hat Voltaire selbst und seine blinden Anbeter so viel Aufhebens gemacht, daß es der Mühe werth ist, des Königs eigenes schriftliches Urtheil über diesen neumodischen Gesandten zu wissen; es lautet also: „Da Voltaire einige Gönner zu Versailles hatte, so hielt er diß für hinreichend, um sich das Ansehen eines Unterhändlers zu geben. Seine glänzende Einbildungskraft erhob sich mit mächtigem Schwunge in das große Gebiet der Staatskunst. Er hatte keine Beglaubigungsschreiben; seine ganze Gesandtschaft wurde eine Spielerei, ein bloser Scherz.„ Also war es nicht, wie oft zu Voltairs Lobe vorgegeben worden ist, dieser Dichter, der den König vermochte, seine Truppen abermals gegen Oestreich ins Feld zu stellen. Ob er gleich oft mit ienem scherzhafte Unterredungen auch über politische Gegenstände gepflogen haben mag; so bestimmten ihn doch, wie ich dich bald davon überzeugen will, ganz andere Gründe zum neuen Kriege.

Nach

Nach der Rükkunft des Königs aus dem Reiche wurden die bald eintretenden Winterlustbarkeiten zu Berlin mit viel Pracht gefeiert und im Frühiahr (1744) gieng er wieder nach Schlesien; errichtete daselbst abermals neue Handlungsanstalten; eine neue Damastmanufactur; neue Posten; gab neue Zoll- und Religionsfreiheiten; visitirte die neuen Vestungswerke, Zeug- und Vorrathshäuser und kehrte dann wieder nach Berlin zurück. Um diese Zeit geschah es, daß er dem zur Stunde noch so glorreich regierenden Herzog von Würtemberg, der nebst noch zween Brüdern mit Bewilligung ihrer Landsstände bisher am Berliner Hof erzogen worden war, beim Kaiser die Volliährigkeit auswirkte, welche er zu seinem Regierungsantritt haben muste. Zugleich sorgte er, daß dieser Prinz mit einer der geistvollesten und schönsten Prinzeßinnen Deutschlands, mit der einzigen Tochter seines Schwagers, des Marggrafen Friedrichs zu Baireuth, verlobet wurde. Friedrich, der König, gab auch damals diesem vielversprechenden Prinzen Carl von Würtemberg, als er die Regierung antrat, solche vortrefliche Lebens- und Regierungsregeln, wie sie nur ein Prinz dem andern geben kan, der ihren Werth aus Erfah-

rung

rung kennt. Ganz aus dem Herzen des Königs sind darinnen auch folgende Worte: „Begegnen Sie ihrer Mutter, der Urheberin ihres Lebens, mit Achtung. Je größer diese seyn wird, desto verehrungswürdiger werden Sie selbst seyn. Geben Sie allezeit nach, wenn einiger Zwist unter ihnen entstehen sollte.„

Im Mai besuchte der König Pyrmont, um sich des dasigen Brunnens zu bedienen. Während seines Aufenthalts daselbst, erlosch der Stamm der Fürsten von Ostfriesland. Der König, dessen Voreltern besonders seit 1604 die gegründetste Anwartschaft auf diß Fürstenthum hatten, und dessen Vater schon den Titel und das Wappen davon angenommen hatte, lies nunmehr das 10 Meilen lange und 6 Meilen breite Land selbst, für sich und seine Erben im Besitz nehmen. Da es nicht an andern Liebhabern zu einer so fruchtbaren und einträglichen Provinz fehlte, so entstund unter den verschiednen Prätentenden ein Federkrieg, bei dem aber der König von Preußen, wie gewöhnlich, nie leicht etwas schuldig blieb.

Auf diese fröhliche Eräugniß erfolgte bald eine andere nach der Zurükkunft des Königs nach Berlin. Hier vermählte er nähmlich am 17 Jul.

1744 seine Schwester, die Prinzessin Louisa Ulrika, mit dem königlich schwedischen Thronfolger, Adolph Friedrich. Dieß Ehebündniß war in verschiedener Hinsicht für den König erwünscht. Eine zärtlich geliebte Schwester, die rußische und sächsische Minister-Cabalen, um den rußischen Thron gebracht hatten, war nun nicht nur ihres Standes gemäs vermählt, sondern es kont' auch dieselbe, so nah am schwedischen Throne, unter allerlei Vorfällen viel ersprießliches für ihn bewirken. Friedrich bewies nicht nur durch die bei dieser Gelegenheit veranstalteten prachtvollen Feste, sondern auch durch die edlen Thränen, welche er beim Abzug dieser theuern Schwester nach Schweden, weinte, wie heilig ihm geschwisterliche Liebe auch noch als König gewesen sey.

Indeß man aber in Berlin tanzte und fröhlich war, machte sich Friedrich auch zugleich fertig zum Kriege. Denn er hatte längst wahrgenommen, daß die glücklichen kriegerischen Fortschritte Oestreichs und Englands für die deutsche Reichsverfassung immer bedenklicher und daß diese Mächte den gekränkten Kaiser seines Throns würklich entsezen würden; er hatte erfahren, daß sich Oestreich gegen England über die ihm

einst angerathene Aufopferung Schlesiens beklagt, und England mit dem einstigen Wiederbesiz es getröstet habe, und daß beide in geheim Frankreich und Rußland gegen ihn einzunehmen suchten. Es war ein Glück für den König, daß er bei diesen mißlichen Umständen, bereits zu einigen Feldzügen wieder Geld, Mannschaft und Proviant gesammelt hatte. Er war also nicht genöthigt, sich furchtsam, wie ein Entnervter und Wehrloser, gefährliche Neze über den Kopf werfen zu lassen. Ueberdiß hatte er im Mai 1744 mit dem Kaiser, mit Pfalz und Hessen und Frankreich zu Frankfurth einen Bund geschlossen, welcher dem Wormser entgegen gesezt war. Bei alledem schlug er nicht sogleich los; sondern suchte erst Rußland, dessen räuberische Cosaken und Tartaren seinem Lande gefährlicher, als irgend eine andere feindliche Armee werden konte, etwas genauer mit sich zu verbinden. Dazu hatte er schon im Jahr 1743 die Verleumdung benuzt, als hätte er mit dem östreichischen Gesandten Marquis von Botta, an der Verschwörung des Generallieutenants Lapuchin wider die Rußische Kaiserin Antheil genommen. Dißmal gelang es ihm noch mehr, indem durch seine geheimnißvolle Betriebsamkeit

eine Prinzeßin von Zerbst, die in den Preußischen Staaten erzogen und deren Vater in des Königs Diensten war, an den Großfürsten von Rußland vermählt wurde. Wie viel Kunst diß erforderte, wirst du daraus schliesen; es muste erst eine andere, von den zweien oben erwähnten Ministerien für diesen Bräutigam bereits verhandelte Braut wieder ausgestochen; der ächt Lutherische Vater der neuen, wegen des Uebertritts seiner Tochter zur griechischen Religion, mit Trostgründen beruhigt und endlich, da Braut und Bräutigam Geschwisterkinder waren, auch noch die Genehmigung der griechischen Kirche negocirt werden. Diese und noch größere Schwierigkeiten besiegte der König durch seinen Minister Mardefeld. Auf diese glückliche Negotiation in Rußland gründete der König seine Sicherheit, ob er gleich, da ihm der rußische Minister Bestuschef, bei dem englische Guineen mehr als preußische Thaler galten, immer entgegen war, nicht das von iener Macht erhalten konte, was er wünschte, ein förmliches Bündniß.

So dringend nun die Gründe des Königs zum Kriege, so ernstlich seine Zurüstungen waren, so sehr widerriethen ihm solchen seine Mi-

nisters.

nisters. Allein Friedrich, der seine Plane selbst reiflich zu durchdenken pflegte, gab sie nie flatterhaft auf, wenn etwann einige sie nur aus allgemeinen Gründen mißbilligten. Er legte daher seinen besorgten Ministern — seltenes Beispiel von Regenten-Tugend! — eine eigenhändige Schrift zur genauen Prüfung vor, in der er nicht nur bündig und bescheiden 10 Hauptgründe, warum er Oestreich angreifen müße, angab, sondern auch die Gegeneinwendungen der Minister mit männlicher Beredsamkeit entkräftete. Es zeigt von Achtung gegen die Menschheit, wenn der Regent, da, wo er als Monarch entscheidend gebieten könte, sich wie ein Unterthan, von den treuen Theilnehmern seiner Regierungslasten durch Gründe rechtfertigt. Der vorzüglichste in iener Schrift angegebene Beweggrund zum Kriege war, daß Oestreich, England und Sachsen ein Vertheidigungsbündniß zu Warschau unterzeichnet hatten, deßen Inhalt den Inhalt des zu Worms geschloßenen erneuerte; beide aber den Breslauer Frieden stillschweigend zernichteten. Sachsen hatte sich, theils aus Neid, daß Preußen Schlesien und Baiern die Kaiserkrone besas; theils aus Rache, daß Friedrich ihm nicht Mähren eingewiesen; theils auch auf

beichtväterliches Zureden, mit zu diesem Bündniße verleiten laßen, das ihm in der Folge so manches Wehe verursachte. So geheimnisvoll dieser Vertrag verabredet war, so wenig entgieng er dem spähenden Blicke Friedrichs; dieser erhielt davon eine Abschrift aus Holland.

Dir, mein Sohn! zur kurzen Uebersicht, faße ich die Hauptgründe zu dem 2ten Schlesischen Kriege nochmals in folgende Hauptpuncte zusammen: Der Kaiser hatte sich und sein kaiserliches Ansehn, da er allenthalben hülflos war, in des Königs Arme geworfen und diesen durch den Grafen von Seckendorf zu seinem Beistande auffordern laßen. Frankreich, das seine stärkste Stüze hätte seyn sollen, war theils durch die glücklichen Waffen Oestreichs und Englands, theils auch durch innere Unentschlüßigkeit, zu ohnmächtig geworden; und die deutschen Fürsten hingen, der eine furchtsam, der andere liebevoll, an Oestreich und liesen ihren Kaiser sogar einen Spott der feindlichen Officiere werden. Mitleidig sah Friedrich Deutschlands Freiheit und deßen alte, Freiheit begünstigende, Verfaßung sinken. Denn wenn einmal die Mächte entkräftet waren, die bisher das politische Gleichgewicht aufrecht hielten, so konte die Reihe der

Unter-

Unterdrückung bald auch an ihn, und der kurze Besiz von Schlesien ihm theuer genug zu stehen kommen. Daß aber Oestreich Schlesien wieder erobern wolte, kont er aus einer Reihe von Umständen seit dem Breslauer Frieden schliesen; und daß es dazu Macht haben würde, dafür bürgten seine bisherigen Siege und die erwähnten Bündniße mit andern Potentaten. Es drang ihn also politische Nothwendigkeit, lieber zur guten Stunde selbst anzugreifen, als zur bösen sich von andern angreifen zu laßen. — Da nun die friedfertigen Vorstellungen des Königs und der mit ihm verbundenen Fürsten, daß doch Oestreich dem Kaiser seine Bairischen Erblande; seine ihm gebührende kaiserliche Würde und dem Reich durch den Frieden seine Ruhe und veste Dauer wieder geben möchte, in Wien nichts fruchteten; so führte er mit dem Anfang des Augusts 1744, seine schöne Armee aufs neue ins Feld.

Diese muste in drei Kolonnen auf verschiednen Wegen nach Böhmen rücken; die eine führte der König selbst; die andere der Prinz Leopold von Anhalt und die dritte der Feldmarschall von Schwerin, und alle solten sich zu gleicher Zeit bei Prag treffen. Der alte Fürst

von Anhalt aber muste mit 17000 Mann das Kurfürstenthum Sachsen und Herr von Marwiz mit 22,000 Mann, Oberschlesien decken. Eh noch die sächsischen Ministers sich entschlossen, ob sie auch die preußischen Truppen wolten durch ihr Land ziehen laßen, ohnerachtet sie der Kaiser darum ersucht hatte, stunden iene schon im Herzen des Landes. Denn der König schrieb selbst: während man zu Dresden murrte, zu Warschau, wo August damals war, tobte, zu London sich zuvorkommen sah, zu Wien voll Furcht ward, ging ich gerade auf Pirna zu, wo die Regimenter des Herzogthums Magdeburg, die ihren Weg über Leipzig genommen hatten, zu mir stießen. Ganz Sachsen kam in Bewegung, und suchte, wiewohl zu spat, seine Truppen bei Dresden zu versammeln und diese Hauptstadt zu bevestigen. Am Ende erlaubten die Sachsen doch der preußischen, mit Lebensmitteln beladenen Flotte, daß sie die Elbe hinauf, Dresden vorbei paßirte; aber kein preußischer Officier wurde von ihnen in die gesperrete Stadt selbst gelaßen. Am 13 August stund der König schon auf den Gränzen von Böhmen. Bei dem Einmarsch seiner ersten Truppen lies er unter die erschrockenen Einwohner ein Manifest

nifest vertheilen, darinnen er sie, die erst im vorigen Jahre der Theresia wieder gehuldigt hatten, ermahnte, von nun an Kaiser Carl VII für ihren rechtmäsigen Herrn zu erkennen und nichts gegen deßen Hülfstruppen, die Preußen, welche nur Kaiser und Reich zu Liebe dißmal die Waffen ergriffen hätten, zu unternehmen.

Der König kam am 2ten September mit allen den Korps, aus welchen seine Armee bestand, vor Prag. Sobald das grobe Geschüz herbei geschaft war, fieng man am 10 September an die Stadt so sehr zu ängstigen, daß viele Häuser durch die Menge der Kugeln und Wuth des Feuers zusammen stürzten, die Canonen der Belagerten an verschiedenen Seiten der Stadt verstummten, die Belagerer sich immer näher an iene hinzu gruben und endlich ein gemeiner Soldat, David Kraul, ein Magdeburger, die eine Bastion zuerst erstieg. Da dieser tapfere Mann Kraut und Loth verschoßen hatte, so wehrte er sich dennoch mit dem Degen in der Faust so lange, biß mehrere von seinen Kameraden nachfolgen konten. Zum Lohn seiner Tapferkeit zog ihn nachher der König an die Marschallstafel, erhob ihn zum Lieutenant und gab ihm eine gute Summe Geld; Prinz Leopold von

Deßau aber seine Börse mit Dukaten. Ists Wunder, wenn bei solchen Belohnungen Preussens Heer so viel kühne Helden hatte? Doch! es gab nicht immer Börsen und sie waren auch nicht immer nöthig. Ein Wort vom Vater Frizen, und das Leben war dem Grenadier nur Kleinigkeit. — Der brave Guvernör von Harsch, der nur 4000 Mann regulirter Truppen und 12000 Miliz hatte, war bei dem heftigen alles zerstöhrendem Feuer, das die Preußen machten, nicht im Stande sich länger zu halten; zumal, da die Miliz bereits selbst anfieng in der Judengaße zu plündern und die 4000 Mann seiner beßern Truppen beiweiten nicht hinreichend waren eine so weitläuftige Stadt, wie Prag ist, zu vertheidigen. Gerade als die Preußen sich zum Sturme anschickten, übergab er sich mit seiner Besazung zu Kriegsgefangenen. Dem Könige kostete die Stadt nur 40 Tode und 80 Verwundete. Aber unter ienen war einer seiner Lieblinge, der tapfere Prinz Wilhelm, von der Marggräflichen Albertischen Linie, des Königs Vetter und Bruder desienigen Prinzen, der in der Schlacht bei Mollwiz geblieben war. Der König hatte sich mit mehrern Officiers auf eine Anhöhe begeben, auf die bisher kein Schuß aus

der

der Stadt geschehen war, und wolte daselbst zusehen, wie es mit dem Angriff auf dem berühmten Ziskaberge gehen würde. Die Feinde wurden diese Officiers gewahr, richteten Canonen nach ihnen und eine Kugel tödete an des Königs Seite den Prinzen und einen hinter ihm stehenden Pagen. Bestürzt wand der König beim Anblick dieses gefallenen Helden sein Gesicht um und betrauerte nach Art der Krieger, stillschweigend seinen Tod.

So glücklich nun, durch die Eroberung Prags, dieser Feldzug angefangen war, so mißlich wurde er geendigt. Der König erwies sich etwas zu gefällig gegen seine Bundsgenoßen und befolgte, ob er gleich einen ganz andern Plan entworfen hatte, dißmal den ihrigen. Dieser war besonders vom Belleisle empfohlen und bestund darinnen: daß die Preußen, die nach des Königs Einsicht hätten in der Nähe von Prag bleiben und den östreichischen General Bathiani beobachten sollen, vielmehr ihren Weg nach der Seite von Tabor, Budweis und Neuhaus zu, richten müßten, um dadurch eine Verbindung mit Baiern zu erhalten, und den Oestreichern in ihrem Lande selbst, wegen eines Ueberfalls bange zu machen. Da der König schon im Ge-

schrei war, daß er Böhmen gröstentheils nur für sich zu erobern suche, so wolt er lieber einige Vortheile aufgeben, als durch längere Beharrlichkeit um Prag und durch eine gänzliche Hintansezung der Vorschläge seiner Bundsgenossen, ienem kränkenden Vorwurf nur die geringste Wahrscheinlichkeit geben. Der König unternahm also ienen vorgeschlagenen Zug gegen Tabor; einer Stadt, die ihr Daseyn dem hußitischen Barbaren Ziska im 15 Jahrhundert, verdankt. Allein das Ungemach verfolgte ihn von allen Seiten. Bald hatt' er mit elenden Wegen, bald mit Gebürgen, bald mit elenden Bergschlössern und am meisten mit dem Hunger zu kämpfen. Die Pferde und Ochsen, welche die Proviantwägen nachbringen solten, fielen um; das Landvolk, welches in diesem dürftigen Districte Böhmens noch etwas liefern konte, verkroch sich und nahm allen Vorrath mit sich in die Wälder. Alle andere Zufuhr wurde durch die östreichischen Husaren und durch die Croaten abgeschnitten und der König konte nicht einmal erfahren, wie es in Prag und der übrigen kriegerischen Welt aussehe, weil seine Briefschaften immer aufgefangen wurden. Des Königs Lage war also in allem Betracht mißlich und kaum

durft

durft er es wagen einige Reuter auf Kundschaft auszuschicken, weil sie immer den zahlreich umherstreifenden Husaren in die Hände fielen, deren Bathiani 10,000 Mann hatte aus Ungarn kommen lassen. Nach einem gehaltenem Kriegsrathe, entschloß sich Friedrich, diesen, durch Moräste, Wälder, Felsen und Defileen, für Krieger so mißlichen, und durch die daselbst noch nistenden heimlichen Feinde unter den Beamten und Geistlichen höchstgefährlichen Distrикt, wieder zu verlassen. Die Armee gieng also über die Mulda zurück und der König erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der Prinz Carl von Lothringen, welcher schnell aus Elsaß nach Böhmen gekommen war, und die Sachsen, welche sich mit ihm vereinigt hätten, die Preußen von Prag abzuschneiden sich anschickten. Durch die Verbindung dieser Armeen und des bathyanischen Korps, kam der König sehr ins Gedränge, zumal da ihm der Prinz Carl von Lothringen mit viel Geschicklichkeit, immer näher rückte, durch kluge Stellungen einen Posten nach dem andern abnöthigte und doch dabei ieden Anlaß zu einer Schlacht vermied, den der König wohlbedächtig ihm so häufig gab. Des Königs Rückzug wurde daher durch die leichten Truppen des öst-

reichischen Generals Nadasti sehr beunruhigt; aber die preußischen Krieger bewiesen auch hier, daß eine mißlungene Expedition ihren Muth noch nicht erschüttern könne, und schlugen iene leichten Schaaren immer mit Ehren und oft auch mit anderm Gewinn zurück. Ein Fehler des Königs war es aber, wiewohl ein sehr verzeihlicher Fehler, daß er in den Städten Tabor und Budweis, um 300 Kranke und Verwundete, die man aus Mangel an Fuhrwesen nicht mit fortbringen konnte, zu retten, 3000 Mann seiner guten Truppen als Besazung zurück lies, welche kurz darauf von 10,000 Ungarn zu Gefangenen gemacht wurden. Im Nothfall muß der General lieber 300 Kranke verliehren, als 3000 Mann gesunde Leute aufs Spiel sezen wollen, das Mitleid mag sich auch noch so stark dagegen regen. Selbst dieser Fehler ist ein neuer Beweiß, wie Friedrich von ieher auch den kranken Soldaten schäzte. Sein kriegerisches Versehen bei dieser Wirkung des Mitleids hatte er noch früh genug eingesehen und ienen Truppen Befehle zum Rückzug zugeschickt; allein von 8 abgesandten Boten konte keiner biß zu iener Besazung nach Tabor kommen.

Da der Prinz Carl den König aus Böhmen drängen und doch keine Schlacht liefern wolte; so suchte er ihm von allen Seiten nicht nur die Zufuhr zu erschweren, sondern ihn auch um seine angelegten Magazine zu bringen. Dazu bediente er sich bald der Gewalt, bald der List. Zu der leztern nahm man auch seine Zuflucht, um das reiche Magazin in Parduwiz zu zerstöhren, welches der preußische Obriste Zimernau mit seinem Regimente bewachte. Eine Menge östreichischer Grenadiere und Husaren verkleideten sich wie Bauern, führten und begleiteten einen Zug Heu- und Stroh-Wagen, und suchten sich unter dem Vorwand, dem Magazine diese Bedürfnüße zuzuführen, mit in die Stadt zu schleichen. Allein diese List ward durch einen Oestreicher selbst entdeckt, der unvorsichtiger Weise eine Pistole abbrannte. Die preußischen Wachen an den Thoren und auf den Außenwerken gaben so nachdrücklich Feuer auf diese Afterbauern, daß 60 zu Boden gestreckt und die im Hinterhalt versteckt gewesenen 2000 Mann zurück gewiesen wurden. — Nichts desto weniger vereitelte der Prinz überall die Absichten des Königs; weil iener Land und Leute und Proviant auf seiner Seite hatte, dieser aber weder

Spione, noch gewiße Zufuhr erlangen konte, sondern sich nur auf das verlassen muste, was etwann das Glück seinen Truppen zuwerfen wollte. Diese dürftigen Umstände der preußischen Armee, welche doch bisher mit so vielerlei Elend und Gefahren hatte ringen müssen, erzeugten eine Menge Krankheiten. Kein Regiment hatte 100 Mann, die nicht an der Ruhr darniederlagen. Der König sah sich also genöthigt, den Rückmarsch über die Elbe bei Kolin anzutreten, damit sich seine Truppen in den Kantonnirungsquartieren erholen könten. Die Armee brach am 9 November auf; paßirte die Elbe; allein Prinz Carl paßirte sie gleichfals, obgleich der König die klügsten Maasregeln, diß zu verhindern, genommen hatte. Prinz Carl hatte sich hiebei der Nacht, der Nachläßigkeit der Patrouillen bedient und bei Soloniz Brücken geschlagen, die der preußische Obristlieutenant von Wedel, erst mit dem anbrechenden Morgen gewahr wurde. Dieser schlug mit einem Bataillon die östreichischen Grenadiere dreimal zurück und machte der Armee des Prinzen den Uebergang über die Brücke 5 Stunden lange streitig; obgleich Prinz Carl mit 50 Canonen ununterbrochen auf iene handvoll Preußen feuern lies. Wedel hofte immer

auf

auf Hülfe; allein alle seine darnach abgeschickte Husaren wurden erschossen und kamen nicht zur Armee. Endlich zog sich der tapfere Wedel mit Ruhm zurück, und sein König gab ihm den schönen Nahmen: Leonidas! Prinz Carl, sein Gegner, sagte bei dieser Affaire staunend zu einigen seiner Officiere: „Ach! wie glücklich würde die Königin seyn, wenn sie in ihrem Heere Offiziere hätte, die diesem Helden glichen!„ Und Friedrich schrieb selbst in der Geschichte seiner Zeit „daß dieses Gefechte in den preußischen Jahrbüchern auf immer merkwürdig bleiben würde.„ Des rühmlichsten Todes starben dabei 100 Gemeine und 2 Offiziers. —

Der Uebergang des Prinzen Carls über die Elbe hatte den Plan des Königs aufs neue zernichtet. Statt aber die Zeit mit unnüzen Klagen über die Härte des Schicksals zu verschwenden, zog er sein Heer bei Wischeniowiz zusammen, und ging mit seinen vorzüglichsten Offiziers über die zwo Fragen zu Rathe: ob er nach Prag gehen, und vesten Fuß in diesem Königreiche behalten; oder ob er Prag und Böhmen räumen und sich nach Schlesien zurück ziehen solle? — Der König entschied für die leztere und die Generale traten seiner Meinung

bei, die er mit Gründen, eines Feldherrn würdig, unterstüzte. Durch einen schlauen Adjutanten lies er seinen Entschluß, Böhmen zu räumen, sowohl der Besazung in Prag, als auch den übrigen vertheilten Korps bekannt machen. Die Armee vollendete in verschiedenen Kolonnen ihren Rückzug glücklich vom 20 November an biß zu Anfang des Dezembers, und zwar über Königgräz, Paromirs und Trautenau. Ob sie gleich den Feind beständig auf den Fersen gehabt hatte, so waren doch wenig Scharmüzel von Bedeutung vorgefallen. Nur eines einzigen, weil er characteristisch für die Nation ist, die ihn unternahm, will ich erwähnen. Beim Dorfe Pleß fielen die Panduren eine preußische Brigade an; diese scharmuzirte mit ienen und hatte bereits 40 Mann verlohren als das Gefecht am hizigsten werden wollte. Allein die Panduren hörten unvermuthet Schweine in dem Dorfe schreien; sie verliesen also die Preußen, sprengten ins Dorf und tödeten dort mit mehr Behaglichkeit Schweine in den Ställen, als Feinde in dem Felde.

Keines von diesen aus Böhmen zurückkehrenden Corps war in einer mißlichern Lage, als die Besazung zu Prag, die durch den Uebergang

gang des Prinzen über die Elbe, von des Königs Armee so gut als abgeschnitten war. Kraft einer eingehändigten königlichen Ordre, sollte ihr Anführer, Herr von Einsiedel, vor seinem Abzug einige der wichtigsten Vestungswerke der Stadt in die Luft sprengen, die Kanonen der schweren Artillerie zersprengen, die Lavetten davon verbrennen und die Flinten, womit vorhin die Besazung der Oestreicher bewafnet gewesen, ins Wasser werfen. Allein er fing an die Ordre erst gegen die lezten Stunden seines Abzugs zu befolgen; daher kont er nicht mehr Zeit genug gewinnen, alles dasienige mit der gehörigen Genauigkeit zu vollziehen, was ihm befohlen war. Schon die Minen sprangen nicht stark genug; die Bürger bemächtigten sich einiger Thore und liesen schon die Panduren durch diese hinein, ehe noch der Nachtrupp der Preußen durch ein anderes die Stadt ganz verlassen hatte. Jene griffen diese an, allein sie wurden durch Kanonen, die mit Kartätschen geladen waren, blutig zurück gescheucht. Der General Rothenburg, den der König einige Zeit vorher zur Verstärkung der Besazung, nach Prag abgeschickt hatte, trug das meiste dazu bei, daß diese Mannschaft und ein Theil des Gepäckes, bei den häu-

figen

sigen Anfällen der Feinde, unter denen besonders die Sachsen sich auszeichnen wollten, ziemlich wohlbehalten am 13 Dezember in Schlesien ankam.

Eine Armee, mein Sohn! die sich aus einem feindlichen Lande, unter vielen Schwärmen feindlicher Truppen, durch Schneegebürge und elende Wege, nach einer Reihe trübseeliger Tage zurückzieht, muß immer ziemlichen Abbruch leiden; dißmal aber verlohr der König über sein Erwarten wenig. Denn das in Prag zurückgebliebene schwere Geschüz, einige tausend Kranke und der gröste Theil des Gepäcks war das meiste, was er in Anschlag bringen konte.

Mit dem Verhalten des General Naßau, der sich durch meisterhafte Züge und Bewegungen durch Feinde gewunden und den Rückzug gedeckt hatte, schien der König bei diesem Feldzuge besonders zufrieden zu seyn; weil er ihm, als sie im Hauptquartier zusammen kamen, mit eignen Händen sein eignes Ordensband vom schwarzen Adlerorden umhing.

Oft, mein Sohn, hat anhaltendes Glück auf den Menschen gefährlichere Wirkung, als das Unglück; ienes macht ihn sicher und selbstsüchtig; dieses lehrt ihn vorsichtiger und beschei-

dener handeln. Vorsichtiger wurde auch Friedrich durch diesen unglücklichen Zug, bei dem er, nach seinem eigenen rühmlichen Geständniße, die meisten Fehler hatte zu Schulden kommen lassen. Dir ists genug zu wissen, daß er diese Fehler erkannt und der Nachwelt, um ähnliche zu vermeiden, niedergeschrieben habe. Der künftige Held mag ihre einzelne Aufzählung in seinem Werke selbst lesen. Wie viel wortreiche Entschuldigungen würde eine kleine Seele dabei angebracht, wie oft auf andere minder Mächtige einen Theil der Schuld geschoben haben. Der gröste aller Fehler war aber bei diesem Feldzuge doch nicht vom Könige, sondern von den französischen und kaiserlichen Generalen, seinen Bundsgenoßen, dadurch begangen worden, daß diese den Prinz Carl von Lothringen aus den Rheingegenden, ohne alle Hinderniße hatten nach Böhmen marschiren laßen. Wie leicht konte dieser bei seinem Rückzug beschäftigt, aufgehalten, ia geschlagen werden und der König dadurch Zeit gewinnen, sich in Böhmen vestzusezen. So auffallend dieses Versehen der Bundsgenossen war, so wenig suchte Friedrich die seinigen dadurch zu rechtfertigen. Doch! nicht nur in dem Geständniß seiner Fehler ging er redlich

zu Werke, sondern lies auch seinem Feinde bei diesem Feldzuge alle Gerechtigkeit wiederfahren. Er erklärte vor aller Welt, daß der östreichische General Traun, damals die Seele des Prinzen Carls, sich musterhaft bei diesem kritischen Zuge benommen habe und daß er ihm, dem Könige, dadurch ein Lehrer in der Kriegskunst geworden sey.

Der König verweilte nun nicht in Schlesien, sondern begab sich nach Berlin, um dort sowohl die nöthigen Einrichtungen für den folgenden Feldzug zu machen, als auch einige Unterhandlungen in den Cabinetern zu eröffnen, oder die Angefangenen lebhafter zu betreiben. Das Oberkommando des in Schlesien versammelten Heeres übergab er indeßen dem grauen Helden Leopold, Fürsten von Anhalt Deßau, der, nebst dem General Lehwald, die in Oberschlesien und in der Grafschaft Glaz eingedrungenen Oestreicher wieder tapfer zurück trieb. Die Oestreicher musten bei ihrem Rückzuge fünf Nächte auf Schnee zu Anfang des Jenners zubringen; viel Volks kam dabei durch den Frost ums Leben; vieles lief davon; einiges wurde gefangen; einiges ertrank in der Oder durch den Einsturz einer Brücke; einiges kam durchs

Schwert

Schwert um, und ganz Schlesien war zu Ende des Märzen vom Feinde gesäubert.

Die Vorsehung hielt die Preußen für das in diesem Jahre erlittene Ungemach auch noch dadurch vollkommen schadlos, daß am 25 September (1744) die Prinzeßinn von Preußen mit einem Prinzen niederkam, der der erste männliche Zweig aller damals lebenden Brüder des Königs war, und nun der regierenden Linie die Erbfolge sicherte. Oft hatte sich Friedrich, der Onkle dieses Neugebohrnen, gewünscht, einen solchen Sohn der Freude, die Hoffnung der Nation, küßen zu können; und sein Wunsch wurd ihm in diesem Friedrich Wilhelm auf das glücklichste gewähret; er wurde der Erbe seiner Staaten und beweiset nun mit iedem neuen Tage, zum Troste derselben, als König von Preußen, wie würdig er war, seines grosen Onkles Liebling gewesen zu seyn.

Unter einem solchen Wechsel freudiger und mißlicher Ereigniße war das Jahr abgelaufen; und das kommende machte die Europäischen Staatsangelegenheiten noch etwas verwickelter. Denn am 18 Jenner des Jahr 1745 starb Kaiser Carl VII, der auser den vielen Feinden, mit denen er von ausen zu kämpfen hatte, auch noch

mit dem heftigsten Körperleiden ringen muste. Zweimal verlohr er seine Staaten und würde noch zum drittenmale aus seiner Residenz haben flüchtig werden müßen, wenn ihn nicht der Tod dieser lezten Kränkung entrißen und zugleich seinen peinlichen Gicht- Lung- und Steinschmerzen ein Ende gemacht hätte. Bei wenig Fürsten ist die Eitelkeit der irdischen Gröse und die Wirklichkeit des tiefen menschlichen Elends, in einer nähern Verbindung gewesen, als bei diesem. Er führte den Titel: Unüberwindlich! führte den Reichsapfel, das Zeichen des Erdballs! und doch hatte er vom ganzen römischen Reiche kaum eine Stadt, wo er noch sicher wohnen konte! Mit dem Ableben dieses Kaisers erschien der Augenblik, wo das Frankfurther Bündniß sich auflösete; und wo das Haus Oestreich mit verdoppelten Kräften bemühet war, die kaiserliche Krone wieder auf seinen Stamm zu bringen. Dieser Hoffnung kont' es um so zuversichtlicher leben, da die Reichsfürsten diesem Haus, theils für sich selbst, theils durch Englands Verwendung, ganz ergeben waren. Da es an einem geschickten Mitwerber fehlte und besonders Sachsen schon zu enge mit dem Hause Oestreich verbündet war, als daß es sich hätte als Mit-

werber

werber aufwerfen sollen, wenn auch die Kaiser-Krone mit der Krone Pohlens noch vereinbar gewesen wäre, wie sie es doch nach den Gesezen des Pohlnischen Staats nicht war. Friedrich gab sich viele Mühe, Sachsen damals aus der Verbindung mit Oestreich los zu machen; er sparte bei dem Ministerium weder Geld, noch bei August III Höflichkeitserweisungen; allein beides war ganz fruchtlos; denn vermöge eines geheimen Artikels im Warschauer Tractat, war Sachsen gehalten, nicht nur allen Ansprüchen auf die Kaiserkrone zu entsagen, und seine Stimme dem Grosherzog von Toskana, Franzen, zu geben; sondern es muste auch, gegen die ihm versprochenen Fürstenthümer Glogau und Sagan, dem Hause Oestreich Schlesien wieder erobern helfen.

Da der König von Preußen des unnüzen Blutvergiesens gerne ein Ende machen wollte, so fieng er auch mit den Engländern Unterhandlungen an, und glaubte um so eher damit glücklich zu seyn, ie billiger seine Friedens-Vorschläge und ie friedliebender die Gesinnungen des neuen Ministers waren; denn Lord Carteret, der Ungestümme, muste dem friedlichen Biedermanne, Lord Harringthon Plaz machen. Allein

 da

da dieser die einmal eingegangenen Bündniße seines Vorfahren nicht umstosen konte; da auch sein König kriegerisch dachte und selbst ein englischer Gesandter in Holland, Lord Chesterfield, dem preußischen Gesandten entdeckte, daß die gütlichen Unterhandlungen des Königs von Preussen, wegen des Warschauer Bündnißes, in England vergeblich seyn und nur die preußische Tapferkeit die Brandenburgischen Staaten sichern würden; so befolgte Friedrich den Rath dieses grosen Mannes und fand sich in der Mitte des März wieder bei seiner Armee in Schlesien ein. Hier waren bereits die Magazine wieder voll; die Truppen erquickt; die Regimenter ergänzt und die Reuterei mit frischen Pferden, soweit sie solche nöthig hatte, versehen. Mehr als 6 Millionen Thaler nahm der König aus seinem Schaz und anderthalbe schoßen ihm die Landstände als Darlehen vor, um die Unkosten dieses Feldzuges bestreiten und in demselben das wieder gut machen zu können, was im vorigen versehen worden war.

Noch auf dem Wege zur Armee erfuhr der Monarch, daß der junge Kurfürst von Baiern, dem sein Vater Carl VII auf dem Sterbebette gesagt hatte „vergiß nie die Dienste, die dir die

Köni-

Könige von Frankreich und von Preußen erwiesen haben, und lohne ihnen nicht mit Undank!„ — einen Partikular-Frieden mit der Theresia geschloßen habe. Wie ein Dolch fuhr dem Jüngling iene väterliche Ermahnung wieder ins Herz, als er am 22sten April 1745 im Begriff war, den Vergleich zu Füßen zu unterschreiben. Er hielt einen Augenblick die Feder unbeweglich in der Hand; alleine die von seinen eigenen Dienern bei ihm rege gemachte Furcht, Land und Leute wie sein Vater zu verliehren, hob ienes Erstarren seiner Hände: er unterschrieb! — Und für Friedrich war dieser Bundsgenoße gänzlich verlohren! „Welch ein lehrreiches Schauspiel für die Ruhmsüchtigen und für die Staatskünstler, schreibt Friedrich bei der Zertrümmerung des Frankfurther Bündnißes, „welche sich einbilden, die künftigen Zufälligkeiten bestimmen zu können: wenn man alle Begebenheit aus dem Anfang dieses Jahrs zusammen faßt! Der Kaiser stirbt; sein Sohn schließt mit der Königin von Ungarn Frieden, der Grosherzog von Toskana ist auf dem Wege Kaiser zu werden; das Warschauer Bündniß wiegelt halb Europa wider Preußen auf; das preußische Geld erhält Rußland in Unthätigkeit; England fängt an sich

auf Preußens Seite zu neigen. Der König hatte indeßen die Maaßregeln zu seiner Vertheidigung gut genommen, und so muste nun von dem Feldzuge, welcher izt eröffnet werden sollte, der Ruhm und das Glück der Preussen abhängen.„

Der Plan des Königs bei diesem neuen Feldzuge war dieser: nicht in Böhmen einzurücken, sondern seinen Feind aus diesem Reiche nach Schlesien kommen zu sehen: dann aber, wenn er aus den Päßen, welche von ienem Lande in dieses führen, würde hervorgetreten seyn, ihn anzugreifen, nach Böhmen zu verfolgen, das Land 12 Meilen in der Runde, längst den schlesischen Gränzen auszufuragiren, und endlich am Ende des Spatiahrs die Truppen in das Herzogthum Schlesien zurück zu führen, um ihnen hier ruhige Winterquartiere zu verschaffen. Dieser einfache Entwurf lies eine glückliche Ausführung hoffen. Die Hauptarmee stand zwischen Breslau, Brieg, Schweidniz, Glaz und Neiße. In der lezten Stadt hatte der König sein Quartier. Pestbeulen raften in derselben die Menschen binnen wenig Tagen hin. Hätte man nun diese ansteckende Krankheit für die wirkliche Pest gelten lassen; so wäre alle Gemeinschaft und die

Lieferung in die Magazine unterbrochen und folglich dieses Uebel, in mancherlei Betracht, sehr nachtheilig für den Feldzug geworden. Der König suchte daher iene furchtbare Benennung zu mildern; die Ansteckung hies durchaus nicht Pest, sondern Faulfieber; alles ging seinen gewöhnlichen Gang und die Erfahrung hatte abermals bestätigt, daß Worte oft mehr Eindruck auf die Menschen machen, als die Sachen selbst. Eh noch der König die Hauptarmee in Bewegung sezte, fielen eine Menge kleiner Gefechte vor, die zum Vorspiel entscheidender Schlachten dienten. Friedrich hat ihrer in einem Ehrendenkmal der preußischen Tapferkeit und des Ruhms, in der Geschichte seiner Zeit mit Dank erwähnt. „Wir halten es, schrieb er, für unsre Pflicht, die Nachwelt von den treflichen Thaten iener Officiere, die sich um ihr Vaterland so herrlich verdient gemacht haben, zu unterrichten, auf daß sie durch diese Beispiele von Seelengröße entflammt werde, ihnen nachzueifern.„ Wer solte nicht mit Freuden einem Staate dienen, deßen Regenten so dankbar Verdienste erkennen, so dankbar den Ruhm mit ihres Ruhms Gehülfen theilen! Die Officiere, von Schafstädt, von Winterfeld, von Golz, von

Wartenberg, von Rochow und der Marggraf Carl, ein Enkel des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms, waren es vorzüglich, die in solchen Gefechten immer rühmlich über die ihnen weit überlegenen Feinde siegten und dem König seine Hauptabsicht auf das glücklichste erreichen halfen. Lezteres geschah auf folgende Art. Um den Prinzen von Lothringen aus den Gebirgen herab zu locken auf ebenes Land, wo er mit mehrerm Vortheil von preußischer Seite konte angegriffen werden, bediente sich der König eines Menschen, der ein doppelter Spion war. Diesen lies er ansehnlich bezahlen, und sagte ihm darauf, daß er ihm keinen größern Dienst erweisen könne, als ihn beizeiten von dem Marsche des Prinzen von Lothringen aus den Gebirgen zu benachrichtigen, damit er sich nach Breslau zurückziehen könne, noch ehe iener ihm auf den Hals käme. Der Spion versprach alles treu zu berichten und, da er sogar erfuhr, daß der König schon die Wege nach Breslau ausbessern lasse, so war er vollkommen von der Wahrheit dessen überzeugt, was ihm derselbige gesagt hatte. Der Spion eilte also zum Prinzen von Lothringen mit der frohen Nachricht, die ihm auch hier hohen Lohn verhies,

daß

daß schon alle Preußen sich zurückzögen und er gar keinen Feind zum Schlagen mehr finden würde. Getäuscht durch diese Aussage, verlies der Prinz seine vortheilhafte Stellung und drang über Landshut auf die Ebenen Schlesiens herab. List, zumal wenn sie dem Feinde schmeichelt, und nur in wichtigen Fällen gebraucht wird, nüzt oft mehr als Ueberlegenheit an Mannschaft. General Winterfeld muste bei Landshut sich wirklich zurück ziehen, um der Nachricht des Spions gar das Siegel der Wahrheit aufzudrücken. Die Armee des Königs lagerte sich am 1sten Junius in der Ebene zwischen Gauernik und Schweidniz; er selbst traf die weisesten Anstalten, um ihr den Angriff zu erleichtern, so bald der Feind sich würde blicken lassen. Er lies das Terrain, die Oerter und Gegenden untersuchen, die Wege ausbessern und hielt den grösten Theil seiner Truppen hinter Hügeln und Gebüsch verstecket, damit der Feind in dem Wahne bleiben möchte, er komme in ein Land, wo bereis alle Feinde schon flüchtig geworden wären. Der Prinz von Lothringen, der mit den östreichischen und sächsischen Generalen bei Hohenfriedberg zu Rathe gegangen war, machte daher die Rechnung ohne den Wirth und gab

schon

schon Befehl zu allerlei Besiznehmungen noch eh er das preußische Heer von 70,000 Mann besiegt hatte, welches hinter seinen Hügeln vest entschlossen war, ihm keinen Fuß breit Land einzuräumen. Es war der 4 Junius, an dem der König, der alle Bewegungen des Feindes auf Anhöhen beobachtet hatte, des Morgens um 2 Uhr seine vornehmsten Officiere versammelte und ihnen die Anordnung des Treffens mittheilte. Hier hies es unter andern: „die Reuterei fällt den Feind ungestümm mit dem Degen in der Faust an; sie richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht und macht in der Hize des Treffens keine Gefangene; — die Infanterie rückt mit großen Schritten gegen den Feind an; dringt auf denselben mit aufgepflanztem Bajonette ein und feuert nur in einer Entfernung von 150 Schritt u. s. w.„ So bald diese schrecklichen Auffoderungen ergangen und die Officiers mit ihrer Ordre wieder an Ort und Stelle waren, gieng es zur Schlacht selbst. In gedrängten Gliedern und mit unsäglicher Wuth stiesen die Preußen zuerst auf die Sachsen, die befehligt waren Striegau einzunehmen. Der lang zurückgehaltene Zorn der Preußen gegen die Sachsen brach hier in fürchterliche Verheerungen aus.

Jene

Jene gaben und nahmen keine Gnade, und preußische Officiere, die einige Unglückliche retten wollten, geriethen in Gefahr, von ihren eignen Leuten niedergehauen zu werden. Zwei sächsische Infanteriebataillone, und drei Schwadronen starben fast Mann für Mann unter dem preußischen Säbel; die übrigen, etwann 10,000 Mann, zogen sich in Tiefen und Hohlwege zurück, um einer gänzlichen Niederlage zu entgehen. Man hinterbrachte dem Prinzen von Lothringen, der zu Hausdorf sein Standquartier hatte, daß man feuern höre; und er glaubte ganz ehrlich und unbekümmert, daß diß die Sachsen wären, welche Striegau einnehmen würden; allein gleich darauf wurd ihm gesagt, daß die flüchtig gewordenen Sachsen schon alle Felder umher bedeckten. Der Prinz zog sich also eiligst an, wiewohl doch immer viel zu spat, und befahl der Armee vorzurücken. Sie kam mit abgemessenen Schritten in eine Ebene, die zwischen dem Striegauer Wasser und dem Ronstocker Gebüsch liegt; muste aber, ihrer bewiesenen Tapferkeit ohnerachtet, den Bajonetstössen der preußischen Garde, dem Feuer der Regimenter und den künstlichen Schwenkungen des Königs unterliegen. Am längsten hielt sich die

Brigade des Obersten von Thüngen, die aus 7 der besten östreichischen Regimenter bestund. Als aber endlich das Dragonerregiment von Bayreuth Befehl zum Einhauen erhielt, so mezelten sie nicht nur einen großen Theil derselben nieder, sondern machten auch 21 Bataillone zu Gefangenen und erbeuteten 66 Fahnen. Geßler, Schwerin und Chasot, dessen ich bereits oben erwähnt habe, führten die Helden an, die iene Helden schlugen. Die Preußen verfolgten die fliehenden Oestreicher biß auf die Höhen von Kauder, wo sie sich von ihren Strapazen etwas erholten. Die Schlacht hatte 5 Stunden gedauert, eh der Sieg vollkommen auf des Königs Seite war. Er kostete diesem 1800 Mann Tode und Verwundete, unter welchen vom König besonders die gebliebenen Officiers, General Truchseß, und die Obristen Massow, Schwerin und Düring bedauert wurden. Dü Moulin, Naßau, Ziethen, der Marggraf Carl und Kiau hatten viel zu diesem Siege beigetragen. Die feindliche, vor dem Angriff 80,000 Mann starke Armee verlohr in allein 4000 an Toden; 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen. An Gefangenen wurden dem Könige eingebracht 7,000 Gemei-

Gemeine, 200 Officiers und 4 Generale. Es hatte nicht nur Friedrich selbst, sondern auch zween seiner Brüder an der Schlacht den wesentlichsten Antheil genommen; der ältere, der Prinz von Preußen, war muthig an der Spize seiner Brigade ins Feuer gegangen und als der französische Gesandte in Gegenwart des Königs hierüber seine Verwunderung äuserte, erwiderte der Prinz: man ist nirgends besser dran, als unter solchen Gefährten; nur muß man ihnen zeigen, daß man ihrer würdig ist.„ Der zweite Bruder, Heinrich, war 18 Jahre alt und that bei dem Könige Adjutantendienste. Der König selbst schrieb zum Ruhm der Truppen, die damals fochten: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee.„ — Diß war die dritte Schlacht, die geliefert ward, um zu entscheiden, wem Schlesien angehören sollte; und es war weder die lezte noch blutigste. Die Menschen sind nun einmal die Marken, womit Fürsten bezahlen, wenn sie um Provinzen spielen. Doch haben iene in den Augen des einen immer mehr Werth als in den Augen des andern; Friedrich hat sie wenigstens nie ohne Noth leichtsinnig hingeworfen. Am Tage nach der Schlacht

schickte

schickte der König die Generale dü Moulin und Winterfeld dem Prinzen von Lothringen nach; sie erreichten ihn bei Landshut; da er aber bei der Annäherung der Preußen sein Lager aufhob, so wurde nur der General Nadasti, der seinen Rückzug nach Böhmen dekte, vom General Winterfeld in die Flucht geschlagen.

Als der König am 6ten selbst mit der Armee ienem Korps nach Landshut folgte, begegnete ihm ein Auftritt, der zu einem merkwürdigen Beleg dienen kan, daß Rache beim gemeinen Manne, die durch Religionsbedrückungen erzeugt ward, und sich bei der Ausübung wieder hinter Religionsvorurtheile verschanzen kan, keine Gränzen kenne. Ein Haufen Bauern, 2000 an der Zahl, umringten bei Landshut den König und baten sich von ihm die Gnade aus: alles was in dieser Gegend Katholik sey, ermorden zu dürfen. Diese Erbitterung entsprang aus den harten Verfolgungen, welche die Protestanten von den Geistlichen zur Zeit der östreichischen Regierung hatten erdulden müssen. Der König warl weit entfernt, ein so barbarisches Vorhaben gut zu heisen; er verwies die Bauern auf das Betragen des Stifters der christlichen Religion, der den Beleidigern immer mit Liebe

und

und Schonung begegnet sey. Die Bauern gaben ihrem König recht, der hier christlicher, als vielleicht vorher mancher ihrer Prediger, sprach, und liesen ihre geblendeten Brüder, die Katholiken, leben.

Bei so vielen glücklichen Begebenheiten, suchten auch einige den König zu bereden, den Plan seines Feldzugs, deß ich oben gedachte, zu erweitern; allein auch dißmal kont ihn das Glück nicht übermüthig machen; es blieb bei seinem Entschluß: Böhmen dißmal nicht zu erobern, sondern nur die Böhmischen Gränzen auszuhungern, damit der Feind nicht dort überwintern könne. Er folgte also dem Prinzen Carl von Lothringen auf dem Fuße, der sich am 20sten Junius schon bei Königingräz in einem so wohl verschanzten Lager befand, daß Friedrich nichts gegen ihn unternehmen konte. Der Sommer verging also unter Scharmüzeln und Negotiationen, die der König des Friedens wegen aufs neue, besonders mit England, begann, welches die Maria Theresia noch am ersten zum Frieden bewegen konte. Unterdeßen war auch durch Englands Verwendung und der Franzosen Rückzug am Main und Rhein unter dem Prinzen von Conti, der Grosherzog von Toskana,

kana, Franz, am 13 September, zu Frankfurth am Main zum Kaiser gewählt worden. Nur Brandenburg und Pfalz protestirte gegen eine Wahl, die Friedrich zwar nicht umstoßen aber doch auch nicht ganz umsonst anerkennen konte. Er lies schon in Frankfurth durch geheime Emissarien Friedensvorschläge machen, allein nicht nur diese wurden von östreichischer Seite verworfen, sondern diese Macht trat auch dem Vergleich nicht bei, den die Könige von England und von Preußen am 22 Sept. zu Hannover geschloßen hatten. Bei diesem Vergleich war der Breslauer Friedensschluß zum Grunde gelegt; der König Georg übernahm deßen Gewährleistung und versprach auch den allgemeinen Frieden zu bewirken, wogegen Friedrich den Grosherzog als Kaiser anerkennen wollte. Da der König von England dem preußischen Monarchen zugleich versprach, Sachsen sicher noch zum Beitrit deß zwischen ihnen geschloßenen Vertrags zu bewegen; so behandelte Friedrich die sächsischen Provinzen noch immer mit Schonung und lies seine Truppen nicht, wie er bereits Anstalt gemacht hatte, in dieselben eindringen. Der Krieg gegen Oestreich aber ging in Böhmen nach, wie vor diesem Vertrag lebhaft fort.

Der Prinz von Lothringen hatte neue Mannschaft bekommen; der König aber schwächte sich, indem er beträchtliche Detaschementer bald da, bald dorthin schicken und ieden Bund Stroh, iedes Brod erst mit dem Degen in der Faust, wegen der streifenden Feinde, herbei bringen muste. Nur einige solcher Fälle! Den General Naßau beorderte er mit 12000 Mann, die Bestung Kosel wieder zu erobern, die ein niederträchtiger Officier von der Besazung, der zum Feinde überlief, verrätherisch in die Hände des leztern gebracht hatte. Dů Moulin und Lehwald waren zu Trautenau und Schazlar, um die Zufuhr aus Schlesien zu decken. Zwischen Schazlar und iener Stadt hatten 4000 Panduren unter Frankini's Anführung, einen Proviant-transport angegriffen, der nur von 300 Fußgängern begleitet und vom Adjutanten des Königs, Möllendorf, geführt ward. Der iunge Held Möllendorf vertheidigte sich drei Stunden lang, biß ihm dů Moulin zu Hülfe kam. Die arme Stadt Trautenau aber wurde, weil alle Vorräthe der preußischen Armee sich darinnen befanden, von den Oestreichern selbst an vier Orten angezündet, daß alle Häuser nach 3 Stunden Aschenhaufen waren. Und doch wurde

der gröſte Theil der Lebensmittel in Kellern gerettet. —

Durch diese und andere Truppenversendungen blieb des Königs Heer nur 18000 Mann stark, welche nicht hinlänglich waren, um das Lager bei Staudenz, das er bezogen hatte, auszufüllen. Da also das königliche Lager so gefährlich, und das Oestreichische Heer nur einen Tagmarsch davon entfernt war, so beschloß der König, sich aus diesen ausgehungerten Gegenden zurückzuziehen, eh ihn Prinz Carl zuvorkommen und von Schlesien abschneiden möchte. Schon dictirte er am 30 September, früh um 4 Uhr, seinen Generalen die Anordnung zum Marsch, als schnell hintereinander Offiziere mit der Nachricht ankamen, daß das feindliche Heer im Anzug sey. Der König rufte die Seinen sogleich ins Gewehr; er selbst aber überzeugte sich bei den Feldwachen von dem Beginnen des Feindes, der schon in Schlachtordnung war. Der Monarch hatte nur unter zweien Uebeln zu wählen, entweder mit 18000 Mann gegen mehr als 40,000 es zu wagen; oder durch Defileen unter dem Andringen eines so mächtigen Feindes sich zurückzuziehen. Lezteres hatte der Prinz von Lothringen erwartet; allein Friedrich han-

delte

delte auch dißmal nicht nach des Feindes Vermuthung, er entschloß sich zum Angriff, weil es ihm rühmlicher dünkte, kämpfend zu sterben, als fluchtmäsig zu weichen.

Unter dem Feuer von 28 Canonen und unter einer grosen Menge Granatkugeln, musten sich die Preußen gegen die Fronte des Feindes ausbreiten. Diß geschah aber mit bewundernswürdiger Ordnung und Geschwindigkeit. Es war, als ob die Soldaten nur auf dem Exercierplaz ein Manöver zu machen hätten, so furchtlos war alles unter dem fürchterlichen Canonenfeuer der Feinde. Der König konte den drei Linien hoch stehenden Oestreichern seine wenigen Truppen nur in einer entgegen stellen; allein die Tapferkeit der leztern, des Königs trefliche Manövers, und die Aufmerksamkeit seiner Offiziere ersezte die Menge. Der preussische Feldmarschall von Buddenbrock muste mit der Reuterei die Oestreichische, die in drei Treffen vor ihm stand, angreifen; er warf ein Treffen auf das andere und endlich diese insgesamt, theils auf ihre eigene Infanterie, theils in einen Abgrund, der hinter ihnen war. Dieses siegreiche Reutergefecht erhizte die preußische Infanterie, daß sie zu frühzeitig die Oestreichischen

Batterien erobern wollte. Zweimal wurde sie durch die 28 Canonen, die mit Kartätschen geladen waren, zurückgetrieben; der König schickte ihnen sogleich frische Bataillone zu Hülfe und nun siegten auch diese. Da aber das Schlachtfeld nur aus abwechselnden Vertiefungen und Erhöhungen bestund, so wurden häufig neue Gefechte nöthig, indem sich die zahlreichen Oestreicher immer wieder auf diesen Anhöhen sammelten und so lange aufs neue in einzelnen Haufen musten geschlagen werden, biß ihre Flucht allgemein wurde. Der König lies den Feind nur biß zum Dorfe Soor verfolgen, um nicht Gefahr zu laufen, alle ersiegte Vortheile wieder zu verliehren. Diese bestunden in 22 erbeuteten Canonen, 10 Fahnen, 2 Standarten und in 30 gefangengenommenen Offizieren und 2,000 Gemeinen. Der ganze Verlust der Oestreicher an Mannschaft belief sich über 6000 Mann. Aber auch dem Sieger kam das Schlachtfeld theuer. Er verlohr den vortreflichen Prinzen Albrecht von Braunschweig; den General Blankensee; die Staabsoffiziere Bredow, Blankenburg, Dohna, Ledebur, Lange, Wedel, 1000 Soldaten und bekam 2000 Verwundete! „Glorreiche Schlachtopfer! (schrieb der König) die ihr Leben für

das

das Wohl des Staates aufopferten." Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch folgender Umstand viel zum Siege beigetragen habe. Nadasti und Trenk, die während des Treffens, den Preußen durch ihr Lager in den Rücken fallen solten, verweilten im Lager selbst, plünderten und liesen gegen beide Geschlechter Handlungen zu Schulden kommen, gegen die sich die Menschheit empört und dergleichen man den preußischen Truppen nie vorwerfen konte. Der König und viele Offiziere verlohren dabei ihr Feldgeräthe und selbst die Sekretäre und Pagen des ersten wurden gefangen; doch hatten sie vorher noch so viel Gegenwart des Geistes, daß sie alle Pappiere zernichteten. Als der König am Abend dieses Tages speisen wollte, gebrach es an Wein und Brod zugleich, weil Beides ein Raub der Plünderer geworden war. Endlich fanden sich zwo Bouteillen Wein und ein Soldat bracht ein Kommißbrod. Vorher war es ihm um keinen Dukaten feil, weil er den Dukaten doch nicht eßen könne; da er aber sah, daß der König selbst sein bedürfe, gab ers hin und wurde dafür mit einem Schulzengericht belohnt. — Da der König auch nicht einmal Tinte und Feder mehr hatte, so schrieb er mit Bleistift an seinen Minister in

Breslau: „ich habe die Oestreicher geschlagen; habe Gefangene gemacht; singt das Te Deum! — Frederic.„

Hätte der Prinz von Lothringen auf diesem Kampfplaz die Menge seiner Krieger gehörig in Bewegung bringen können, wie es wegen des engen Terräns nicht möglich war, so würde die Preußische Tapferkeit, wo nicht gänzlich haben unterliegen, doch sicher den Sieg noch ungleich theurer erkaufen müßen.

Nach einem Aufenthalt von 5 Tagen auf dem Schlachtfelde von Soor, wo der König noch manche angenehme Nachricht von den kleinern Siegen seiner detaschirten Truppen erfuhr, zog er seine Armee über Trautenau und Schazlar nach Schlesien zurück, wo er ihnen ihre guten Winterquartiere geben wolte, die sie in dem seit einigen Jahren ganz ausgezehrten Böhmen nicht haben konten. Am 19 October waren sie schon wieder in Schlesien und gingen zwischen Ronstock und Schweidniz so in die Kantonirungsquartiere, daß sie der König binnen 6 Stunden immer beisammen haben konte. Da des Monarchen Gegenwart in Berlin sehr nothwendig geworden war, so ging er im Anfang des Novembers dahin ab, nachdem er dem

Prinzen Leopold den Oberbefehl über die Truppen ertheilt hatte.

Die Offiziere dú Moulin, Warneri, Naßau, die Prinzen Ferdinand von Braunschweig und Leopold von Deßau, und vorzüglich auch Fouquet, hatten in diesem Feldzuge Dienste geleistet, die des Königs Erwartungen noch überstiegen.

Friedrichs Einzug zu Berlin war prächtig. Das Regiment Gardes du Korps begleitete ihn; ieder der ersten Reuter hatte eine der erbeuteten Fahnen und andere bedeckten die dem Feinde abgenommenen Canonen. Allein gerade an diesem frohen Tage, es war der 8 Nov. an dem iene bei Hohenfriedberg und Soor erbeuteten Siegszeichen in der Garnisonkirche aufgehängt wurden, erfuhr der König durch den schwedischen Gesandten zu Berlin, Rudenskiöld, dem es Wolfenstierna, der zu Dresden von Schweden angestellt war, entdeckt hatte: daß der Wiener und Dresdner Hof den Plan entworfen hätten, die Armee des Prinzen von Lothringen durch Sachsen gehen, daselbst die sächsischen Truppen mit diesem vereinigen, und ihn dann gerade auf Berlin anrücken zu laßen; man habe auch schon die Beute also getheilt, daß Sachsen die Bißthümer Magdeburg und Halberstadt nebst

Halle und seinem Gebiet, die Kaiserin aber Schlesien wieder bekommen solte. Denn diese entschloßene muthvolle Regentin hatte bereits zu Frankfurth erklärt, daß sie Schlesien nie missen wolle. Diß Project war indeßen so gewagt für Sachsen, als es für Preußen gefahrvoll werden konte. Der König, der nichts versäumen wollte, um seine Sorgfalt für sein Vaterland an den Tag zu legen, berief einen Staatsrath zusammen, um dißmal die Stimme der Erfahrung mit seinen eigenen Einsichten zu vergleichen; allein weder der alte regierende Fürst von Anhalt-Deßau, noch des Königs Minister, Graf Podewils, wolten dem Projecte Glauben beimessen, obgleich der Monarch noch andere gute Beweise, auser den erwähnten, beibrachte. Dieser bediente sich endlich seines königlichen Ansehens und übertrug dem Fürsten von Anhalt den Oberbefehl über das bei Halle zusammengezogene Heer, um damit in Sachsen zu agiren. Zu diesen Bedrängnißen des Königs kam nun auch noch eine Protestation von dem rußischen Gesandten gegen den Einmarsch der preußischen Truppen in Sachsen; allein Friedrich lies der rußischen Kaiserin zurück sagen „daß er bei seiner Liebe zum Frieden, doch nie ruhig zusehen wür-

würde, wenn Feinde Anschläge zum Verderben seiner Länder ausbrüteten.„ Er gab diese Antwort in der Hoffnung, daß, ehe die Rußen sich würden in Bewegung sezen können, er schon die Sachsen müste geschlagen haben.

Ganz Berlin war in Bewegung und Helden verlohren ihre Gleichmüthigkeit; nur Friedrich behielt sie, wenigstens in seinem Aeußerlichen. General Haake wurde mit 5000 Mann in Berlin gelaßen, um die Stadt gegen den Feind zu vertheidigen. Man bevestigte sie so gut sichs thun lies und bewafnete auch noch 16,000 Bürger. Für die königliche Familie aber, für die Archive, Kassen und Landescollegien hielt man 500 Pferde bereit, um sie, im Fall eines Ueberfalls, nach Stettin versezen zu können. Kurz waren die Tage des Wiedersehens, nach ienen glorreicherrungenen Siegen. Alles ging an seinen Posten, der Monarch an den wichtigsten. Am Abend vor seiner Abreise speisete er nochmals mit seiner Mutter, Gemahlin und übrigen Verwandten. Rührend war die Stunde des Scheidens von diesen! Seinen Minister Podewils umarmte er mit den Worten: „Adjeu, mein lieber Graf! nehm er alles wohl in Acht, und wenn mir ein Unglück begegnen sollte, so

gedenke

gedenke er, daß er einen guten Freund verliehret.„ Am Morgen des 14 Nov. reiste er scherzend, mit seinem Bruder dem Prinzen von Preussen und mit dem General Graf von Rothenburg, nach Schlesien zur Armee. Diese bestund aus 30000 Mann bärtiger und geübter Soldaten, die überdiß durch eine vierwöchentliche Ruhe wieder gestärkt waren. Schon befand sich der Prinz von Lothringen in der Lausiz. Der König machte auch dißmal, wie bei Hohenfriedberg, den Prinzen von Lothringen, durch Kriegslist sicher, indem er allenthalben vorgab, als hüte er sich sehr gewißenhaft die sächsischen Gränzen zu überschreiten, und als suche er nur Kroßen vor dem Prinzen von Lothringen zu erreichen. Diese Meinung desto annehmlicher zu machen, lies er wirklich die Wege nach Kroßen ausbeßern, Vorräthe von Lebensmitteln dahin sammeln; und in Absicht auf Sachsen, strafte er sogar einige Husaren, die in der Lausiz einige Unordnungen hatten zu Schulden kommen laßen. Ueberdiß durfte zwar iedermann von Sachsen herüber nach Schlesien, aber niemand von hier nach Sachsen. Der Prinz Carl glaubte also auch dißmal von einem Feinde nichts fürchten zu dürfen, der zu muthlos sey, als daß er ihm

die Spize bieten würde. Allein plözlich begab sich der König bei Naumburg über den Queißfluß, der die Grenze zwischen Schlesien und der Lausiz macht und schlug am 23 Nov. bei Hennersdorf einen Theil der sächsischen Truppen, die zu des Prinzen Carls Armee gehörten. Ohneracht̃et des Königs Soldaten bei der grösten Kälte nur zur Hälfte Zelten und die meisten nur leinene Beinkleider hatten, so liesen sie sich doch alle Strapazen gefallen. Sie besezten die ganze Lausiz, nahmen alle Magazine weg und der Prinz von Lothringen war genöthigt, binnen 24 Stunden mit einem Verlust von 500 Mann wieder nach Böhmen zurück zu kehren.

Während dieser glücklichen Expedition des Königs in der Lausiz, war der alte Fürst von Deßau über Leipzig in Sachsen eingerückt. Allein er weilte über alles Erwarten lange unterwegs, eh er Meißen zu erreichen suchte. Der König wand also die Muse, die er durch die Langsamkeit des Fürsten hatte, dazu an, beim Dresdner Hofe neue Friedensversuche durch den englischen Gesandten von Villiers machen zu laßen. Sachsen solte dem Hannövrischem Vertrage beitreten und schien es Anfangs auch zu wollen. Allein diese menschenschonende Unterhand-

terhandlungen zerschlugen sich gar bald wieder dadurch, daß der dresdner Hof seine Residenz verlies, und nach Prag ging, der englische Gesandte bei allem guten Willen nur neue Drohungen gegen Brandenburg von diesem Hofe brachte und der Prinz von Lothringen sich Dresden wieder nähern muste. Friedrich sah hieraus, daß noch mehrere von ienen edlen Opfern würden bluten müßen, eh Sachsens Beherrscher der Greuel des Krieges satt werden und auf die Stimme des seufzenden Landes hören würden.

Das Fürst Anhaltische Korps muste hierbei den Ausschlag geben. Da aber Friedrich mit dem langsamen Benehmen dieses Generals bei seinem Zuge so wenig zufrieden war, als der Fürst mit den raschen Schritten des feurigen Königs in der Lausiz; so ermahnte ihn dieser in einem Briefe: ienes dem Wohl seines Dienstes so nachtheilige Zögern aufzugeben, und Meißen zu besezen. Er kam von Torgau am 12 December in diese Stadt, und weil das Dresdner Ministerium den traurigen Entschluß nicht hatte fassen können, die schöne Meißner Elbbrücke, welche 150,000 Thaler zu bauen gekostet, abbrechen zu lassen, so erhielt Fürst Deßau über dieselbe vom Könige den General Lehwald

zur

zur Verstärkung. Mit dieser folgte er der sächsischen Armee über Neustadt und Wilsdruf und Friedrich rückte mit seinen Truppen in Meißen ein. Hier erhielt er, kurz nach seiner Ankunft, einen Brief vom englischen Gesandten, deß Inhalts: die Noth habe endlich den nach Prag geflüchteten König von Pohlen August III, gezwungen, den Frieden anzunehmen. Kaum hatte aber Friedrich den Brief gelesen, so meldete man ihm, daß gegen Dresden hin der ganze Horizont in Feuer zu stehen scheine. Der König ahndete hieraus eine Schlacht und seine Vermuthung bestättigte am Abend ein Officier, den Fürst Deßau an ihn abgeschickt hatte, um ihm den Sieg zu melden. Der Fürst fand den Feind bei dem Dorfe Keßelsdorf und Bennerich, unter dem Oberbefehl des sächsischen Generals Rutowski; seine Seele schnaubete Groll gegen die Sachsen und dachte nur die zween Gedanken, sie entweder zu schlagen, oder hier zu sterben. Da er sahe, daß hier alles auf die Einnahme Keßelsdorf ankomme, so führte er seine vortreflichen Grenadiere gegen dieses bergigte Dorf voll mörderischer Anstalten. Ein Camerad suchte dem andern bald mit der Hand, bald mit dem Gewehr über Eis und Schnee den Berg hinan zu

helfen;

helfen; allein 24 Kanonen mit Kartätschen geladen und das kleine Gewehr der sächsischen Grenadiere, die das Dorf inne hatten, vereitelte ihre brüderliche Tapferkeit. Das Blut der schönsten deutschen Männer fras hier Schnee und Eis und floß das Dorf herab. Der erste Angriff war vergeblich; vergeblich und nicht minder blutig auch der zweite; die preußischen Helden zogen sich gegen iene so glücklich gerichteten Feuerschlünde zurück; die Sachsen verfolgten sie und hinderten dadurch ihre eignen Batterien am Feuern. Diß bemerkte der kluge Fürst; nun musten Dragoner die Sachsen angreifen; Infanteristen das Dorf von allen Seiten bestürmen. Jene hieben nieder und machten Gefangene; diese bemächtigten sich der vorhin so verheerenden Batterie und General Lehwald zwang alle Truppen, welche das Dorf vertheidigten, das Gewehr zu strecken. Diese blutige Eroberung eines Dorfes war zwar noch nicht der Sieg selbst, aber es war die Ursache zum vollkommenen Sieg, den der Fürst von Anhalt endlich über die vereinigten Sachsen und Oestreicher, leztere unter Grün's Anführung, so glorreich errang. Von sächsischer Seite blieben über 3000 Tode auf dem Schlachtfelde und an Gefangenen

machte

machte der Sieger 215 Offiziere und 6500 Soldaten. Diesem kostete der Sieg über 4000 Mann an Toden und Verwundeten. Wunderbares Verhängniß! Kam der oben erwähnte Brief nur einen halben Tag früher, so unterblieb eine der blutigsten Schlachten unsers Jahrhunderts! Der Fürst führte den König selbst auf das Schlachtfeld und er bewunderte die Kühnheit seiner Truppen, die hier über die Natur, über das Geschüz und über die Tapferkeit der Gegner gesiegt hatten.

Der König vereinigte sich nun wieder mit seinem siegreichen General und lies Dresden auffodern sich zu ergeben. Der Befehlshaber der Stadt erwiderte: „daß er sich in einem Lustgarten nicht vertheidigen könne.„ Friedrich rückte also am 18 in die Stadt ein und besuchte sogleich die von ihrem geflohenen Vater zurückgelaßenen königlichen Kinder im Schloße. Der König that alles, um diesen schuldlosen Seelen alle Furcht zu benehmen. Er umarmte sie nicht nur zärtlich, sondern erwies ihnen auch alle ihrem Stande angemeßene Ehrenbezeugungen. Sogar die Schloßwache unterwarf er ihren Befehlen. Ihrem entfernten Vater aber, dem er es nicht verzeihen konte, daß er Dresden verlaßen

hatte, lies er durch den englischen Gesandten erklären „zum leztenmal biete ich dem Könige von Pohlen meine Freundschaft an. Ich bin nicht durch mein Glück verblendet und bleibe bei dem Entschluße, den Frieden dem Kriege vorzuziehn. Aber eher werd ich mit meiner Armee untergehen, eh ich von der hannövrischen Konvention abgehe. Nach dieser will ich auch den Frieden mit der Königin von Ungarn Theresia unterzeichnen. Wo nicht, so werd ich berechtigt seyn, meine Foderungen zu erhöhen.„ Selbst die dresdnischen Ministers musten eingestehen, daß diese, in der Stunde des Sieges noch vorgeschlagene Bedingung, höchst billig sey. Das Siegesfest selbst wurde in Dresden ziemlich lebhaft gefeiert. In den Kirchen wurde das Te Deum gesungen und mit einem dreifachen Feuer der Stadt-Artillerie begleitet; und am Abend unterhielt sich das Publikum mit Oper, Bällen und Concerts.

Da der Sieger alle nur mögliche Schonung und Sanftmuth bewies, da seine Soldaten die gröste Ordnung beobachten musten, da er die Armen der Stadt mit 18,000 Broden beschenkte und der liebe Friede nunmehr auch wieder ins Land zu kommen schien, so muß man es den

guten

guten Sachsen nicht verargen, wenn ihnen diese trüben Tage bei der heitern Mine des Siegers Tage der Freude zu seyn schienen.

Während dieser Siegesfeste wurden auch schon die Ministers nach Dresden beschieden, welche am 25 December 1745 daselbst den Frieden abschloßen. Sachsen und Oestreich traten der hannövrischen Konvention endlich bei, diß hies im Grunde: man erneuerte den Breslauer Frieden. Sachsen gelobte noch: nie einen Feind des Königs durch sächsische Provinzen in sein Land marschiren zu laßen; eine Million Thaler Kriegssteuer zu zahlen; und die protestantische Religion nach dem westphälischen Friedensschluße im Lande zu erhalten. Der König dagegen erkante Franzen, den Gemahl der Theresia, für den Kaiser und zog sogleich seine Truppen aus den sächsischen Provinzen.

So endigte sich dieser 16 monatliche Krieg, der mit der grösten Verbitterung von beiden Seiten geführt wurde. Er kostete Preußen 8 Millionen Thaler und beim Friedensschluße hatte Friedrich kaum noch 15,000 Thaler vorräthig. Die Preußen nahmen in den beiden Feldzügen ihren Feinden 45,666 Mann als Gefangene ab, und diese den Preußen in allem 4,440 Mann.

Ueber 5 Millionen Thaler Unkosten hatte Sachsen bei diesem Kriege, das ohnedem schon tief in Schulden verfallen war. Hat wirklich August III, bei allem Ungemach seines Landes, weiter nichts bedauert, als einen Hirsch von zehen Enden, den ihm ein preußischer Hauptmann weggeschoßen hatte; so weiß ich nicht, ob man darüber mehr erstaunen oder trauern soll. — Die Erschöpfung der Finanzen hatte wirklich bei den sämtlichen Krieg führenden Parteien den Frieden am meisten beschleunigen helfen. Friedrich gestehet selbst, daß dieser Krieg überhaupt ein unnüzes Blutvergießen gewesen sey und daß selbst ihm, dem Sieger, die Reihe von Siegen zu weiter nichts gedient habe, als zu einer neuen Bestätigung des Besizes von Schlesien. Vortheil war es aber auch immer für ihn, daß sich die preußischen Truppen abermals furchtbar gemacht hatten, zumal da er den Abgang derselben gröstentheils wieder durch die Oestreichischen und Sächsischen Gefangenen ersezen konte.

Kaum waren diese kriegerischen Auftritte vorüber, so beschrieb Friedrich in dem schon oft erwähnten Werke: Geschichte meiner Zeit, — — iene beiden Schlesischen Kriege so meisterhaft, daß Kenner immer in Verlegenheit

bleiben

bleiben werden, ob sie ihm oder dem Julius Cäsar den schriftstellerischen Vorzug zugestehen sollen. Wenn die Zeit Millionen Bücher, deren Verfaßer izt stolz von Unsterblichkeit träumen, wird zernichtet haben, dann werden diese Commentare noch Lieblings-Lectüre der Deutschen seyn.

Vom Dresdner Frieden (den 25 Dez. 1745) biß zum Ausbruch des 7jährigen Kriegs 1756.

Auch dir, mein Sohn! wird es nun leichter ums Herz seyn, daß Friedrich so vielen Kriegsgefahren wieder glücklich entkommen ist. Nachdem er in Dresden von allen Ständen, beiderlei Geschlechts, nicht nur als schonender Sieger, sondern auch als reizvoller Gesellschafter und Kenner der Wißenschaften war bewundert worden, reiste er, nach einem dasigen kurzen Aufenthalt, mit dem Ende des Dezembers, wieder nach Berlin zurück. Der Hof hatte keine Anstalten zu seinem Empfang treffen laßen, aber die Herzen seiner redlichen Brandenburger schlugen ihm zu stark entgegen, als daß sie ihn nicht unter dem frohesten Jubel- und Siegesgeschrei hätten einholen sollen. Ewig wird ihnen der 28ste Dezember, der Tag seines Wiederkommens, im frohen Andenken bleiben! Strassen, Fenster und Dächer waren voll fröhlicher Menschen. Kinder und Mütter warfen ihm Blumen und Blumenkränze in den offnen Wagen. Der sanfte Held erwiederte auf der Stelle diese Zärtlichkeit mit Mienen und Worten, die

dem Volke vermuthen liesen, daß der Held in diesem Kriege weder unempfindlich, noch stolz geworden sey. Kaum hatte er im Schloße einen seiner Brüder umarmt, als ihm hinterbracht wurde, daß sein alter Lehrer, Dühan von Jandun, mit dem Tode ringe. Der König voll Trauerns über diese Nachricht, eilte in Begleitung seiner Brüder, diesen Greisen noch einmal zu sehen. Er traf ihn noch lebendig und kont ihm noch einige wirksame Tröstungen beim zärtlichsten Abschied zurücklaßen. Der Tod dieses Mannes muste dem Könige um so näher gehen, da in diesem Jahre (1745) auch seine Busenfreunde, Keyserling und Jordan gestorben waren. Das Andenken beider hat er durch selbst verfertigte Lobreden erhalten. Er sorgte für die Hinterlaßenen des Erstern, den er beweinte, und schrieb vom leztern „daß sein Tod eine Trauer für alle ehrliche Leute gewesen und daß Neid und Bosheit vor ihm verstummt sey.„ Ja, erhabner Friedrich! — aber Neid und Bosheit blieben doch in der Folge nicht ganz stumm. Weil dieser bescheidene Weise das Glück hatte, dem Könige so vorzüglich zu gefallen, von ihm des innigsten Zutrauens gewürdigt zu werden; so solt' er ihn auch — so sagten weiland tükische

Priester — gegen das Christenthum eingenommen haben. Das Gegentheil verbürgt der lezte Brief des leidenden Jordans, den er gerade 4 Wochen vor seinem Tode an den König schrieb: „Sire! Meine Krankheit vermehrt sich so sehr, daß ich fast glaube, alle Hoffnung zur Genesung aufgeben zu müßen. In meiner gegenwärtigen Lage empfind ich mehr, als je, das Bedürfniß einer aufgeklärten und durchdachten Religion. Ohne sie sind wir die bejammernswerthesten Geschöpfe von der Welt. Eure Majestät werden mir auch nach meinem Tode noch das Zeugniß geben, daß, wenn ich den Aberglauben mit Heftigkeit bestritt, ich iederzeit die wahre christliche Religion aufrecht zu erhalten suchte, so weit ich mich auch immer von den Meinungen der Gottesgelehrten entfernte. So wie man die Nothwendigkeit des unerschrockenen Muthes nur in Gefahren recht kennen lernt, so wird man auch in Stunden der Leiden mit der tröstenden Hülfe erst recht bekannt, welche die Religion uns darbeut. Schon die Heiden wusten diesen Vortheil aus ihr zu ziehen, und ich mache izt dieselbe Erfahrung. Eure Majestät können mir dieses sicher glauben. Sie hatten mich immer mit dem Sozinianismus im Verdacht; allein

allein ich hatte iederzeit vor Sektennamen einen Abscheu und bin versichert, daß ieder rechtschaffene Mensch seine eigene Religion habe, die sich nach den Einsichten seines Geistes richtet, und von seinen Bedürfnißen bestättigt wird. Ob ich nun sterbe oder lebe, so sterb ich und leb ich voll Empfindungen der lebhaftesten Dankbarkeit, die ich den zahlenlosen Beweisen der Güte schuldig bin, womit Eure Majestät mich immerfort beehrten. Berlin den 24 April 1745.„ So schrieb Jordan am Rande des Grabes an den König, den er von dem wichtigsten Gegenstande des Lebens, von der Religion Jesu, solte abgeleitet haben; so schrieb er in Stunden, wo sonst beim Menschen Vergehungen dieser Art schrecklich zu erwachen und zu reuevollen Geständnißen zu dringen pflegen.

„Denken Sie daran, (so bat er noch etliche Tage vor seinem Tode, seinen Freund Bielefeld,) „denken sie daran, daß ich mit der Ueberzeugung sterbe, daß die Sendung Jesu göttlich gewesen sey, und sagen es dem Könige, wenn Sie Gelegenheit dazu finden werden.„

Für die prächtigen Erleuchtungen und andern Aufwand, den die Berliner am Tage der Rückkehr des Königs machten, gab dieser ihnen

die herrlichsten Ergözungen bei der angestellten Friedensfeier. Diese Tage gehörten im Leben des Königs mit unter seine angenehmsten; denn es waren Tage, die ein guter Vater, nach der Vollendung einer mühseeligen und gefährlichen Arbeit, mit seinen vor kurzem noch so besorgten, nun aber höchst fröhlichen Kindern feierte.

Doch! die Friedenstage wurden nun bald auch zu noch wichtigern Angelegenheiten verwendet, zur Kentniß, zur Verbesserung, zur Regierung seiner Staaten. Während des friedfertigen Decenniums, das auf den Dresdner Frieden folgte, sezte er ununterbrochen *alle* Triebfedern in Bewegung, durch die er den Feldbau und die Künste, die Fabriken und Manufacturen, den Handel und Wandel, die Einkünfte und die Armee verbessern und vermehren konte. Wichtige Gegenstände, die schon allein einem Regenten Arbeit genug geben konten; und doch behielt Friedrich noch Stunden für die Musen übrig, doch kont er noch als Schriftsteller glänzen und philosophischen und Familien-Freunden in philosophischer Stille, zu seiner Zeit aber auch in prächtigen Festen, leben. Diese Behauptung will ich dir, wenigstens mit einigen speziellen Thaten und Verrichtungen desselben beurkun-

urkunden und du wirst finden, daß Friedrich nicht nöthig hatte, aus Geistesbedürfnissen den Krieg zu suchen. Es war nach dem Frieden eines seiner ersten Geschäfte, den Schaden, welchen Schlesien erlitten, aufnehmen zu lassen und solchen mit Geld und andern Bedürfnissen zu vergüten. Hatte er Recht und Gerechtigkeit bisher gegen seine Nachbarn im Felde zu vertheidigen gesucht, so nahm er sich nunmehr des Rechts auch innerhalb seiner Staaten desto nachdrücklicher an, und beendigte so viel als möglich das schändliche Gewerbe, welches die Sachwalter lange genug mit Treu und Glauben getrieben hatten. Denn da ihm nach dem Frieden häufige Suppliken von den Unterthanen übergeben wurden, darinnen sie, bei dem langsamen Gang der Prozesse, um gnädige schnelle Entscheidung durch sein Machtwort baten; so bewog ihn diß, seinem vortrefflichen Justizminister, Cocceji, im J. 1746, die Verbesserung des Justizwesens dringend zu befehlen. Es wurde also ein neues Gesezbuch, woran schon unter den vorigen Regierungen war gearbeitet worden, entworfen; die Fristen und Instanzen vermindert; bessere Subjecte bei den leztern angestellt; die Prozesse ungleich schneller, der läng-

ste binnen Jahresfrist, abgethan und der König selbst durch iährliche Tabellen belehrt, welche Prozesse entschieden oder noch im Gange wären. Dabei muste alle drei Jahre eine allgemeine Untersuchung der obern Gerichtshöfe angestellt werden, um die Beobachtung der neuen Geseze aufrecht zu erhalten. So wohlthätig aber auch diese coccejische Justizverbesserung bei aller ihr noch fehlenden Vollkommenheit, seyn mochte, so entsprach sie doch, in den spatern Regierungsiahren des Königs, nicht mehr dem Wohl der Staaten auf das möglichste; es muste also Anstalt getroffen werden, sie gegen eine zweckmäsigere aufzugeben, die bereits allmählig unter der philosophischen Leitung des großen Staatsministers von Carmer zu ihrer Vollendung gedeihet. Jeder Unparteiische erkennt nunmehr, daß in keinem Lande die Gesezgebung und Rechtspflege in einem bessern Zustande sey, als in dem Preußischen; wo in einem Zeitraume von 30 biß 40 Jahren diß ein Lieblings-Gegenstand des Regenten und der Minister gewesen ist.

Da Friedrich sich längst aus der Geschichte der Staaten überzeugt hatte, daß der wahre Reichthum eines Landes in der Menge seiner Einwohner bestehe, so bald der Regent diese anständig

ständig zu beschäftigen weiß; so machte er auch diese Gegenstände zum Ziel seiner Regentensorge. Denn es war sein Werk, daß die morastigen Gegenden, längst der Oder, von Swinemünde an biß Küstrin; von Küstrin biß Wriezen; von Schwedt biß ienseits Stettin, ausgetrocknet und eine neue Colonie von beinahe vierthalb tausend Familien da angelegt wurde, wo seit Jahrhunderten nur Frösche und Eidechsen sich gütlich thaten. So viel vermag die Betriebsamkeit eines weisen Regenten über ein fleisiges Volk! Nur zu oft sind öde liegende Gegenden traurige Beweise von der Trägheit der Innwohner und von der Blindheit der Regenten; nur zu oft liefern diese tausende der gesündesten Männer auf die Schlachtbank einer Strecke Landes wegen und übersehen die Districte, die ihnen so nahe liegen und die sie ohne verheerenden Menschenaufwand, blos durch Geld und Fleiß, biß zum Werth des eroberten Landes erheben könten! — Doch! Länder wollen nicht blos bevölkert, die Völker wollen auch beschäftigt seyn, wenn sie nicht wilden norrmännischen Streifern ähnlich werden sollen: Und Friedrich half auch hierinnen, indem er vorzüglich den Wollenmanufacturen noch mehr empor half.

Ganze Dörfer, iedes zu 200 Familien, nährten sich vom Spinnen, nachdem sie dazu durch herbei gelockte Fremdlinge waren unterwiesen worden. Durch mannigfaltige Verfügungen gelang es dem Könige, daß seine Staaten während dieses Friedens einen Zuwachs von 280 neuen Dörfern erhielten. Schöner Gewinn für ein Land, das des Anbauens und der Menschen so nöthig hatte, wie damals noch Preußen, und wo man Colonien so zu behandeln und zu benuzen weiß, wie Friedrich es wuste. Alle Provinzen wurden aufs neue zur Anpflanzung der Maulbeerbäume ermuntert und die beim Kirchendienst angestellten Personen gaben den Pflanzern ein belebendes Beispiel, das schäzbare Insect, den Seidenwurm, zu erziehen. Dadurch wurden die Städte Berlin, Magdeburg und Potsdam in den Stand gesezt, seidne Strümpfe und seidne Tücher zu verfertigen und durch die Wollenspinnereien eine große Menge wollener leichter Zeuche. Mehrere Städte wurden belebt durch Manufacturisten. Sammte und Stoffe, Parchent und Juften und sogar Zuckersiedereien hatten Berlin, Potsdam und Brandenburg und holzreiche Gegenden lieferten das Eisen, Kugeln, Bomben und Kanonen. Neue Salzwerke wurden

den entdeckt und bei den alten durch Gradirwerke Holz erspart. Kurz in den Hauptstädten und in den Provinzen wußte der König die Betriebsamkeit auf allen Seiten zu ermuntern. Er suchte auch zwoen zu Emden errichteten asiatischen Handlungsgesellschaften, die 1750 zusammen getreten waren, besonders dadurch fortzuhelfen, daß er Emden zu einem Freihafen machte; allein sie gingen durch die Mißgunst der Seemächte und durch die ungeschickte Direction ihrer Unternehmer, wieder zu Grunde. — So groß nun die Anstalten des Königs auf allen Seiten waren, alle Landesbedürfnisse im Lande selbst zu erzielen; so sehr erschwerte, ia! so sehr verbot er die Zufuhr solcher Waaren aus dem Auslande. Bei alle dem ließ er es nicht dabei bewenden, nur in ältern Städten, den Geist der Thätigkeit aufs neue geweckt zu haben, er legte auch eine ganz neue Stadt und Hafen an der Swine an, die ihr den Nahmen Swinemünde gab, und erwarb dadurch der Stadt Stettin einen einträglichen Zoll und erhöhete ihren Handel. Die Folge dieser und noch unzähliger neuer und verbesserter Finanzeinrichtungen in des Königs Staaten, während dieser Friedensiahre, war, daß im Jahr 1756 die Einkünf-

Einkünfte der Krone um 1,200,000 Thaler mehr betrugen, als bei des Königs Regierungsantritt, ohne daß dabei den Unterthanen ie eine neue Steuer wäre aufgelegt worden: und doch war hierzu noch nicht gerechnet, was Schlesien und Ostfriesland einbrachte. Die Menge der Einwohner aber belief sich im gedachten Jahre auf 5 Millionen. Es war also schon damals Preußen doppelt so mächtig, als es unter den lezten Jahren der vorigen Regierung gewesen war. Du wirst schon selbst auf die Vermuthung kommen, daß Friedrich mit seinen Finanzoperationen nicht immer gleich glücklich gewesen, und daß er auch um viele Millionen Thaler dabei gekommen sey; nichts desto weniger lies er sich durch mißlungene Versuche nicht leicht abschrecken, auch fernerhin und auf ähnliche Art, Kräfte in Bewegung zu sezen, sondern er unterschied nur etwas sorgfältiger, die ihm vorgelegten Entwürfe der soliden Kenner eines Gegenstandes von den flüchtigen Einfällen der Projectenmacher. Aus den vielfältig erlittenen Betrügereien oder Verwahrlosungen bei seinen Landesverbesserungen muß denn auch der heftige Unwille erklärt werden, in den er dann auszubrechen pflegte, wenn er zu schnell hintereinander

der und zu sehr geteuscht worden war. Man muß es also dem guten Könige nicht zu hoch anrechnen, wenn er dann, zum Beispiel beim Bau des Finow-Canals, an den Rand der ihm eingereichten Berichte schrieb: „Die Landmesser und Baumeister sind lauter Böhnhasen; ich befehle, daß man sich nach ehrlichen und habilen Leuten umthue.„ Oder, als der Aufseher des Canals mehr Diäten verlangte: „Die Schurken kriegen mehr als zu viel Diäten; darüber leiden meine Sachen und spielen sie nur in die Länge, besonders beim Bauwesen. Die Herren Ministers müssen hierauf ein wachsames Auge haben.„ Wie viel Wahrheit mochte nicht zugleich in dieser Aeuserung liegen; denn nur zu oft tritt in der Welt der Fall ein, daß hungrige Diener, unter lauter geschäftigem Nichtsthun, Diäten verschlucken und den Staat bestehlen!

Der Monarch, der durch die feinsten Finanzanstalten, wobei kein Artikel zu geringfügig war, so ansehnliche Summen in seine Cassen zusammen strömen lies, brütete doch nicht wie ein Geiziger über denselben, sondern er gab immer wieder einen sehr beträchtlichen Theil in Umlauf. Diß geschah besonders durch die unzähligen Bauten, die er in allen seinen Staaten, theils zur

Sicherheit, theils zur Bequemlichkeit und Verschönerung derselben bestreiten und worauf er, samt dem Coloniewesen, iährlich 2 Millionen verwenden lies. So manches Dorf, so manche Vorstadt vor Vestungen, die in den schlesischen Kriegen waren abgebrannt worden, musten auf seine Kosten sogleich nach dem Kriege wieder aufgeführt und die zerstreuten Bewohner durch allerlei Privilegien wieder in die neuen Wohnpläze gelockt werden. Kirchen und Waisenhäuser, Spitäler und Invalidenhäuser für seine verwundeten, aber nicht überwundenen Soldaten, Akademie- und Fabrikengebäude, Residenzen und Lustschlößer, ganze Straßen neuer Häuser in den Städten Berlin und Potsdam errichtete er mit königlicher Milde und doch verschlangen alle diese Gebäude bei weitem noch nicht dieienige Summe, die er auf den Wasserbau, auf Dämme und Schleußen bei den Strömen und Canälen im Lande verwenden muste. Friedrich gehörte unter die seltenen Regenten, die nicht sowohl ihrer selbst, sondern ihrer Unterthanen wegen baueten. „Es ist ein Unglück„ sagte er, als im Jahre 1747 das schöne Schloß zu Charlottenburg in Flammen stund, „es ist ein Unglück! aber die Arbeitsleute in Berlin

werden dadurch gewinnen, wenn nur hier niemand einen Schaden nimmt.„ Dieser Trost characterisirt einen liberalen König, der nicht blos sammelt, um zu verschließen, sondern verschließet, um zur Zeit der Noth und Dürftigkeit wieder abreichen zu können.

Was der König seinen Staaten, während dieses Friedens in Ansehung der Finanz- Justiz- und anderer Verbesserungen war, das war er ihnen auch in Absicht der Polizei und anderer sittlicher Anstalten. Die Welt weiß es, daß dißfalls die preußischen Verordnungen in den meisten Landen bei ähnlichen zu Mustern genommen wurden. Bald beschränkte er beim Adel das frühe Schuldenmachen und Güterveräusern, bald das zwecklose Reisen seiner Vasallen ins Ausland; bald auszehrenden Wucher bei beschnittenen und unbeschnittenen Juden, bald üppigen Luxus; bald rügte er abergläubischen Muthwillen, bald gebot er, eine stille ruhige Secte zu dulden; bald sorgte er für die gründliche Unterweisung der Hebammen; bald wieder für den Unterricht auf Schulen und Universitäten; bald schaffte er Feiertage ab, die nur die Lüderlichkeit begünstigten, bald erhob er die Feier der beibehaltenen Feste. So wenig

nig irgend ein Handlungszweig seinen spähenden Blicken entging, eben so wenig blieb ein Zweig der Polizei und sittlichen Beschaffenheit seiner Länder von ihm unbemerkt. Verlange nicht, mein Sohn! daß ich dir alle die dißfalls gegebenen Verordnungen, die er so oft selbst dictirte oder schrieb, und die immer den grosen Mann verrathen, auch wenn er fehlte, der Reihe nach nahmhaft machen soll, für dein Alter würde diese Aufzählung zu ermüdend seyn; aber erstaunen wirst du einst, wenn du sie mit einem philosophischen Auge wirst mustern können, über den weitumfassenden Geist des Monarchen, wie er in allen seinen Verordnungen, bei Dingen von der entgegengesetztesten Beschaffenheit, doch immer den einfachen Zweck verfolgte: Menschen für seine Staaten zu gewinnen, zu erhalten und zu beglücken.

Nach dem dresdner Frieden lebte der König mit seinen Brüdern gröstentheils zu Potsdam, wo er das einsame, ländliche Schloß Sans-Souci, dessen Bau im Jahr 1746 beendigt ward, bewohnte; wo er nicht mit der Glorie des Monarchen und Helden umgeben, sondern immer als liebenswürdiger Privatmann erschien. Von hier aus regierte er iedoch seine Völkerschaften

und hier überlies er sich auch, in den Stunden der Erholung, den Reizen der Musen so, wie er sich ihnen einst zu Rheinsberg überlassen hatte. „Komm, träger Marquis„ schrieb damals der König in einer poetischen Epistel an seinen philosophischen Freund, d'Argens, „komm nach Sans-Souci. Hier ist man Gebieter über sich selbst. Hier herrscht keine Thorheit von langen quälenden Gastmalen, welche die Gewohnheit tyrannisch anordnet, wo sich der gährende Eckel mit der Verschwendung des Midas paart. Hier erscheint nicht die niederträchtige Falschheit in der Ekstase ewiger Umarmungen auf der Bühne. Hier sind keine vornehme Maulaffen, keine erhizte Scheinheilige, keine alte Vetteln, die truppweise über Nichts und wieder Nichts streiten —; eine sparsame Mittagstafel, die nüzliche Gespräche würzen, wobei zuweilen glänzende Funken eines lebhaften Wizes auf Kosten der Narren belustigen, befriedigt hier das Bedürfnis und die friedliche Einsamkeit schüzt wie ein vestes Bollwerk wider die Anfälle des geräuschvollen Pöbels, das er gewöhnlich auf die Verehrer der Künste und Wissenschaften zu machen pflegt.„ Außer der Dichtkunst, die ihm in diesen Jahren so man-

chen schönen Aufsaz zu verdanken hat und die zum Theil in den „Werken des Philosophen zu Sans-Souci„ aufbewahrt sind, beschäftigte er sich auch anhaltend mit der Geschichte, studierte diese zum Theil aus Quellen, die er sich aus seinen Bibliotheken und Archiven bringen lies und wobei ihm der damals zwar noch iunge, aber sehr gelehrte Cavalier Herzberg, der schon seit einigen Jahren in seinen Diensten mit grossem Beifall gearbeitet hatte, durch Auszüge aus archivalischen Nachrichten, die Untersuchungen erleichtern half. Der Gewinn, den die Geschichte dadurch hatte, sind die „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte„ die er im Jahr 1746 durch den Druck der Welt mittheilte. Außer dem historischen Werth, den dieses Werk, nach den Geständnissen unbefangener Kenner, behauptet, hat auch die Zuschrift an seinen Bruder, den damaligen Kronprinzen von Preußen, solche vortrefliche Stellen, daß man nicht weiß, ob man mehr das zärtliche Herz des Königs gegen diesen Bruder, oder die Freimüthigkeit und Dankbarkeit gegen seine Ahnen, deren Thaten er vom hohenzollerischen Grafen Taßilo an, biß zum Tode seines Vaters prüft, bewundern soll.

Du

Du hast, mein Sohn! aus dem erst angeführten Briefe des Königs an d'Argens gesehen, daß er in Sans-Souci, die Regierungsgeschäfte abgerechnet, gerade so mit Gelehrten und wizigen Köpfen Umgang pflegte, wie einst zu Rheinsberg; nur in dieser Periode mit dem Unterschied, daß diese schönen Geister, die einst Friedrichs Vater nicht hatte in Rheinsberg dulden wollen, iezt aus Eifersucht und Neid, sich mit einander selbst nicht vertrugen und dadurch ihrem Mäcenas auf der einen Seite wieder eben so viel Verdruß machten, als sie ihm auf der andern Vergnügen verursachen mochten. Der König glaubte an ihnen litterarische Freunde zu finden, in deren Gesellschaft er die Sorgen der Regierung vergessen und Geist und Herz öffnen könte; dafür glaubten aber diese, den König ganz als ihres Gleichen traktiren, ihren Zänkereien durch ihn Sanktion geben und ihr eigenes Selbst über alles erheben zu dürfen. Dieser Vorwurf trift vorzüglich seinen literärischen Abgott, Voltäre, der seit dem Jahre 1750 sich in des Königs Staaten begeben hatte. Der König ertheilte ihm den Verdienstorden, den Kammerherrn-Schlüssel, eine iährliche Pension von 20,000 Livres und noch dazu freie Tafel und

Equipage. Er wies ihm die prächtigste Wohnung zu Potsdam an und that alles, um es so weit mit ihm zu bringen, daß er Frankreich allmählig vergessen möchte. Er war eine Zeitlang mit iedem Abende des Königs vertrautester Gesellschafter und beide äußerten wechselseitig gegen einander die kühnsten und wizigsten Urtheile über Politik, Religion und Wissenschaften, ohne alle mißtrauische Zurückhaltung. In einzelnen Wörtern und Redensarten verbesserte Voltaire auch wohl noch immer die schriftlichen Aufsäze des Königs; doch hat von dieser Seite, sowohl Voltaire als seine Freunde, sein Verdienst sehr auf Kosten des Ruhms des Königs übertrieben und eine auffahrerische Frage des Dichters, „wird mich dieser König noch lange als seine Wäscherin gebrauchen?„ — als ihm dieser gerade eine Ode zum Durchsehen zugeschickt hatte, ist wirklich ein lächerlicher und entehrender Ausbruch des Unwillens aus dem Munde eines Mannes, der, wo nicht als Freund, doch durch den Genuß unzähliger Wohlthaten dem Monarchen verpflichtet war. So sehr überhaupt der König dieses Genie der ersten Gröse auszeichnete, so wenig befriedigte diß den Ehrgeiz desselben, so lange noch ein ande-

rer Gelehrter neben ihm des Königs Werthschäzung genoß. Mit der keckesten Petulanz schlug er diese nieder und machte sie so lächerlich, daß der König oft sein königliches Ansehen selbst gegen seine Insolenz muste in Wirksamkeit sezen, worauf aber immer wieder bald genug die nachsichtsvolleste Verzeihung und neue Wohlthaten folgten. Voltaire hatte sich besonders seinen gelehrten Nebenbuhler um die Huld des Königs, Maupertuis, zum Gegenstand seiner Laune und Satyre erkohren; nichts destoweniger schäzte Friedrich diesen noch immer, sowohl wegen seiner Wissenschaften, als auch wegen seines angenehmen Umgangs. Er nahm also auch Antheil an den Kränkungen, die Voltaire dem Maupertuis, besonders durch die wider des Königs Willen gedruckte famöse Satyre: Akakia; zugefügt hatte. Diese Geisel warf den Präsidenten der Akademie aufs Krankenbette. Friedrich besuchte ihn und wurde von Stund an etwas gleichgültig gegen den übermüthigen Feind des Maupertuis, der ihn schon verschiedene male hintergangen, und auch durch vielfältige Dreistigkeiten seine Gnadenerweisungen tief herabgewürdigt hatte. Voltaire merkte diß und hielt um seine Entlassung unter Bedingun-

gen an, die der König nicht eingehen konte. Indessen machte er sich, unter dem Vorwand, die Bäder zu Plombieres zu besuchen, aus des Königs Staaten. Da er aber geheime Pappiere desselben mit sich genommen hatte, so lies ihn dieser 1753 zu Frankfurth am Main so lange in Verhaft nehmen, biß er die Pappiere, das Kreuz des Verdienstordens, den Kammerherrnschlüssel und den Contract wegen der Pension würde ausgeliefert haben. Es ist sicher, daß der König diesem Dichter bereits einen viel zu hohen Grad von Freundschaft, seiner literärischen Verdienste wegen, geschenkt hatte, als er etwas zu spat einsah, daß seine moralische Denkart, von der er noch nachher in Briefen an seine Freunde nicht zum besten sprach, solche nicht verdiene. Nichts destoweniger stund er schon während des siebenjährigen Krieges wieder mit ihm im Briefwechsel, und dem Anschein nach im besten Vernehmen. Doch gieng Voltaire nie wieder, ob es gleich Friedrich soll gewünscht haben, in die preußischen Staaten zurück.

Neben diesem bißigen Gelehrten lebte an Friedrichs Hofe auch der Markis d'Argens. Dieser alleine hat sich nie mit Voltairen überworfen,

worfen, vielleicht auch darum, weil er unter allen andern seinen Character am richtigsten zu beurtheilen wuste. D'Argens, von der französischen Geistlichkeit aus seinem Vaterlande gejagt, war in den ersten Jahren der Regierung Friedrichs als Kammerherr an den Berliner Hof gezogen worden. In der Folge war er Director der philosophischen Klasse der Akademie und auch eine kurze Zeit Director der Schauspiele. Bei keinem von allen ausländischen Gelehrten, die der König in den ersten fünfzehen Jahren seiner Regierung um sich hatte und die er mit Wohlthaten überhäufte, fand er die herzliche Feundschaft, die ermunternden bescheidenen Scherze und dadurch den grosen Ersaz für dasienige, was er ihnen geben konte, als bei d'Argens. Dieser wuste immer zur rechten Zeit gegen den Wiz des Königs seinen Wiz spielen zu lassen, aber auch wieder zurück zu halten, wenn derselbe nicht in der Laune war, sich Repartieen geben zu lassen. Der französische Philosoph schmolte auch wohl öfters einige Tage und stellte sich dann krank, wenn Friedrich, auf Unkosten seiner Schwachheiten, sich zu sehr belustigt hatte; er konte aber dem einladenden Könige, der ihm immer

wieder

wieder mit offenen Armen entgegen kam, und seiner auffahrischen provenzalischen Lebhaftigkeit treuherzig verzieh, nie lange widerstreben. Wenn sich ehrliche Männer mit einander aussöhnen, dann, mein Sohn! gewinnt meistentheils die Freundschaft. Jenes war nicht der Fall mit Voltaire, der, um mich d'Argens Ausdruck zu bedienen, falsch war, wie ein *alter* Affe, dessen Liebe zwar der König sich aus allen Kräften zu versichern suchte, aber im Grunde doch nie besas. D'Argens aber lebte 30 Jahre um den König und machte *ihm nie* das geringste Mißvergnügen, als zulezt dadurch, daß er ihn verlies und nach Frankreich zurückkehrte; ia! 30 Jahre lebte er um den König, und während dieser langen Zeit hatte er *nie* iemand bei demselben Unglück bereitet — *wohl* aber vielen beträchtliche Vortheile verschaft, ob er gleich sehr abgeneigt war, sich auf irgend eine Art in Regierungs-Geschäfte zu mischen. Während des siebeniährigen Krieges erhielt er fast mit iedem Posttage und zuweilen sehr lange Briefe vom Könige. Diese musten dem ehrlichen d'Argens das wichtigste Unterpfand von dem Vertrauen seines gekrönten Freundes seyn, da sie nicht nur in der Sprache des Herzens

die iedesmalige Lage und Denkart desselben bei Glück und Unglück enthielten, sondern auch in einem Zeitpuncte geschrieben waren, wo Friedrich mit halb Europa für die Aufrechthaltung seiner Staaten rang. D'Argens vergalt diese hohe Werthschäzung durch die strengste Verschwiegenheit dessen, was er ihm vertrauet hatte und schrieb ihm tröstende und warnende Antworten, die die wärmste Liebe und innigste Theilnahme an Friedrichs Schicksalen verrathen. Dieser wichtige Briefwechsel ist nunmehr, wie er biß zum Jahr 1768 gedauert hat, der Welt vor Augen gelegt worden. Durch ihn wird der originelle Wiz dieser beiden Correspondenten aufs neue documentirt, ihre Lebensgeschichte ergänzt; viele politische Ereignisse unsers Jahrhunderts aufgeklärt und selbst den Künsten und Wissenschaften manche Bereicherung zu Theil. Bei reifern Jahren wirst du diese freundschaftlichen Ueberreste zween edler Männer selbst beherzigen und dann finden, daß sie ihren Wiz oft bei Gegenständen schießen ließen, die biß auf ihre Zeiten noch kein Laie ungestraft angetastet hat: bei Theologie und Priesterschaft, die von ieher so viel Blößen gaben. Christliche Religion selbst hat nie, weder Friedrich, noch

d'Ar-

d'Argens, der selbst schrieb, daß er des Königs Grundsäzen zugethan sey, öffentlich seinem Wiz Preis gegeben. Geschah es ia in Briefen; so verführte sie unter vier Augen ein naiver Einfall, von dem sie nie Publikation zu fürchten hatten, mit dem nur ein Freund den andern aufrichten, nicht aber öffentliche Rechtglaubigkeit verhönen wollte. Des Königs Briefe verwahrte d'Argens so sorgfältig, wie der Priester Reliquien im Altar; ia! man hat bemerkt, daß er sie — o des freundschaftlichen Schwärmers! — oft bei verschloßnen Thüren, aber dann mit entblöstem Haupte las und nur von den freudigen Schicksalen des Monarchen, beim ersten Ausbruch des Entzückens, seinen Busenfreunden etwas entdeckte. Diß war die einzige Schadloshaltung bei der siebeniährigen Abwesenheit seines Königs, der ihm indessen sein Sans-Souci, wie sein Eigenthum zu bewohnen, befohlen hatte. Er war der einzige Franzose unter allen, die um Friedrich waren, der sich um deutsche Litteratur und Kunst bekümmerte, auf ihre vortheilhafte Revolution denselben aufmerksam machte und am Ende wegen seines langen Aufenthalts in Deutschland, sogar „die Ehre haben wollte, ein Deutscher zu

heis-

heißen." Es war Hauptzug in seinem Character, als Philosoph alles zu bezweifeln, als Mensch aber im gesellschaftlichen Leben alles zu glauben. Dieser verträgliche Philosoph am Throne fällte auch die richtigsten Urtheile über die übrigen gelehrten Gesellschafter seines gekrönten Freundes. Darget, Sekretair des Königs, war ein ehrlicher Mann, dem aber der Aufenthalt beim König zur Last fiel, und der sich nach Frankreich zurück sehnte; er schäzte den König hoch, aber liebte ihn nicht. — De la Mettrie, der seine lebhafte Phantasie durch den Trunk verwirrte, bezeigte sich am unwürdigsten gegen den Monarchen; er plauderte nicht nur in der Stadt aus, was an des Königs Tafel war geredet worden, sondern entstellte auch solche Nachrichten durch allerlei hämische Zusäze. Er hat also die Achtung nicht verdient, die ihm der König in einer nach seinem Tode verfertigten Lobschrift bewiesen und worin er seinen Wiz, seine Kenntnisse als Arzt und seinen Character als Mensch gepriesen hat. — Weit mehr Werth hatte iedoch, selbst in des Königs Augen, Algarotti, der sich in der Gesellschaft eines Monarchen von so viel Geiste sehr wohlgefiel. Allein auch dieser feine Politiker sah'

mehr

mehr auf das Ansehn, das ihm des Königs Freundschaft gab, als auf dankbare Gegenliebe, welches der Monarch am Ende auch merkte. Es wären dem Könige wahre Freunde in diesen Männern allerdings zu wünschen gewesen, da er seit dem Jahre 1745 biß 1753 mehrere seiner geprüftesten Theilnehmer an seinen Schicksalen durch den Tod verlohren hatte. Seinem Jordan war der gelehrte und gesellschaftliche Staatsminister von Bork; seinem Keyserling der so unermüdete als geschickte Generalmajor von Golz und diesem wieder der Generallieutenant von Rothenburg und der Oberbaudirector von Knobelsdorf in die Ewigkeit gefolgt. Lauter Männer, die werth waren, einem Könige, wie Friedrich, zu dienen; aber auch werth, von dem König Friedrich gepriesen zu werden. Vom Golz schrieb er, daß er einer der ehrlichsten und thätigsten Männer gewesen sey, deren drei oder vier schon hinreichend wären, eine Regierung berühmt zu machen und daß er lange gelebt, weil er immer gedacht und gehandelt habe. Am Sterbebette Rothenburgs saß er Stunden lang, legte selbst mit Hand an, als man seine Wiedergenesung bewirken wollte, und nannte seinen Nahmen oft, wenn er im Stillen an seine

Freun-

Freunde und an die um seine Staaten verdienten Männer zurückdachte. Wem sollte da der Dienst nicht Wollust seyn, wo es dem Regenten so heilige Pflicht ist, das Verdienst noch ins Licht zu stellen, wenn schon längst der Körper modert! Was nun der König bei ienen ausländischen Freunden so selten fand: uneigennüzige Liebe und gefälliges Nachgeben, wenn sich ie zuweilen seine Laune, oder bei den großen Regierungslasten, sein Mißmuth etwas gegen sie übernahm, das fand er reichlicher bei seinen einheimischen Unterthanen, nicht nur in den Residenzen, sondern auch in den Provinzen, die er in dieser Friedensperiode so vielfältig besuchte. In diesen reiste er mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit umher und achtete weder Hize noch Frost. Allenthalben nahm er die Bittschriften seiner Unterthanen gnädig an, untersuchte ihre Beschwerden, ihren Wohlstand und Uebelstand, samt den Ursachen von beiden; untersuchte das Betragen seiner Renthbedienten, und seiner Richter; musterte in wenig Augenblicken etliche Regimenter, und flog dann, wenn kaum das Geschäfte in dieser und iener Stadt abgethan war, mit gleicher Schnelligkeit weiter. Keine zeitverderbende Feierlichkeit, keine schmeichleri-

schen Maitressen, keine mörderischen Parforce-jagden, hielten ihn auf. Er schien nur gekommen zu seyn, um dem Unterthan zu zeigen, daß er noch einen theilnehmenden Vater — und der Obrigkeit, daß sie noch einen Richter habe. Und so belebte Friedrichs Anwesenheit, sowohl in den nächsten als entferntesten Gegenden, alles, wie Strahlen der wohlthätigen Sonne. Bald war er in Schlesien gegenwärtig, bald in Pommern, bald im Magdeburgischen, bald in den westphälischen Ländern; bald in Ostfriesland, bald in irgend einem andern Winkel, der, ob er ihn gleich weniger als Schlesien anlachen mochte, doch immer Interesse genug für den sorgsamen Landesvater hatte, um ihn nie hintan zu sezen. Auf einer solchen Reise in seine Staaten, machte er auch einen Besuch zu Amsterdam 1752, aber nur von einem Officier und einem Pagen begleitet. Unter andern Merkwürdigkeiten der Stadt besah er auch die Gemähldesammlung eines Kaufmanns. Hier war es, wo ihm die Hausfrau den Eintritt in die Zimmer so lang verweigerte, biß er sich entschloß, ihrer holländischen Reinlichkeit ein seltsames Opfer zu bringen, und vor der Thüre die Schuhe auszog. Schwerlich hat ie ein König um

diesen

diesen Preiß eine Gallerie gesehen. Freilich sagte er ihr nicht im drohenden Tone: ich bin der König von Preußen! — Als diß der herbeikommende Mann seiner Frau andeutete, erwiderte diese im Tone einer holländischen trozigen Dame: daß sie ia selbst ihre Schuhe ausziehen müsse, ohnerachtet das Haus ihr Eigenthum sey. Friedrich sah aus dieser entschlossenen Erklärung, daß nicht immer der Stand, daß selbst der Königstitel nicht immer gegen eigensinnige Weiberprätensionen schüzen könne.

Eine zeheniährige Friedensepoche hätte ein Heer wie das Preußische, das sich bereits so viel Lorbeern errungen hatte, leicht sicher und unkriegerisch machen können. Denn die Geschichte hat Beispiele genug, daß Krieger selbst unter dem lebhaftesten Andenken ihres ehemaligen Ruhms, dennoch erschlaften, weil es ihnen in solchen Friedenszeiten an kriegerischen Uebunden und an Zucht gebrach. Auch dafür sorgte Friedrich mit beispielloser Wachsamkeit, überzeugt, daß mit seiner Armee die Sicherheit seiner Staaten stehe oder falle. Dieser Wahrheit gemäs, musten sich die Truppen alle Jahre in Friedenslägern versammeln, wo man sie zu grossen Evolutionen und Manövren abrichtete und

überhaupt alle die Bewegungen und Schwenkungen machen lies, welche gewöhnlich vor dem Feinde gemacht werden müssen. Ueberdiß bekam die Armee beträchtliche Vermehrung an Mannschaft und einen großen General im Marschall Keith, den der König aus Rußland in seine Dienste zog; einen General, der eben so sanft und gefällig im Umgang, als weise und tapfer in der Schlacht war. Gerade an solchen Männern, die zu Detaschementern gebraucht werden konten, im Fall er einst mehrere als in den vorigen Kriegen solte müssen agiren lassen, fehlte es dem Könige, weil man vorhin beim Avanzement nur der Rangordnung gefolgt war, wobei das Dienstalter, nicht aber die Geschicklichkeit die Generale machte. Was ihm indessen an diesen abging, wurde in der Folge aus jenem ehrwürdigen Korps der Kapitäne und Subalternofficiere gezogen, das grosentheils aus Männern bestund, welche durch ihre Fähigkeit schon längst zu höhern Stellen berechtigt waren.

Ein Kriegsversehen, das aber schon eigenes Bekenntniß verzeihlich macht, lies der König dadurch zu Schulden kommen, daß er die schlesischen Vestungswerke nur in der Art wieder herstellen lies, wie sie in den vorigen Kriegen

gegen

gegen seine Feinde hinreichend gewesen waren. Schon damals muß Friedrich, wie es in der Folge oft der Fall war, etwas zu viel auf seine tapfern Vertheidiger dieser Werke gerechnet oder einen weit frühern Aufbruch seiner Feinde gegen ihn befürchtet haben; sonst würden iene Werke so hergestellt worden seyn, wie man Vestungen erbauen muß, die Jahrhunderten und weit geschicktern Feinden, als die vorigen gewesen sind, sollen Troz bieten können. War hierinnen etwas versäumt; so wurde es auf einer andern Seite durch die grosen Vorrathssammlungen ersezt, die der König in allerlei Kriegsbedürfnissen hatte anlegen lassen. Auser dem neugegossenen groben Geschüz befanden sich im Zeughause 50,000 Flinten, 20,000 Säbel, 12,000 Degen und eben so viel Pistolen, Karabiner und was sonst noch erforderlich und im Fall der Noth doch nicht immer auf der Stelle zu haben ist, wenn, nach einem traurigen Geschick, Menschen recht methodisch Menschen töden sollen. In den Vestungen des Reichs waren 56,000 Zentner Pulver vertheilt; 36,000 Wispel Mehl, 12,000 Haber und im Schaz befand sich baares Geld zu einigen Feldzügen. In einem geldarmen Lande, wie Preußen ist, muste dieß bei

guter Zeit allmählich zurückgelegt werden, weil man dessen in einem solchen Staate nicht so auf der Stelle, wie etwann in England und Holland, habhaft werden kann. Für den König war diese Sparsamkeit und übrige Sorgfalt um so nöthiger, weil auch seine ehemalige mächtige Feindin, Maria Theresia, während dieser Friedensiahre nicht nur ihre Einkünfte durch eine gute Verwaltung biß auf 36 Millionen Gulden erhöhet, sondern auch ihrer Armee mehr kriegerische Vollkommenheit durch Uebungen, Belohnungen und Militärschulen gegeben hatte. Diese grose Fürstin, nicht mehr mit der Art zufrieden, wie bisher die auswärtigen und politischen Angelegenheiten waren betrieben worden, wählte auch für diß Fach gegen Ende des Jahrs 1755 den Grafen Kauniz, der sich nachmals durch hohe Verdienste dem oestreichischen Hause unsterblich gemacht hat. Bartenstein, ein äuserst arbeitsamer und gelehrter Mann, der bisher die Seele im Ministerium zu Wien gewesen war, wurde von diesem auf eine gute Art entfernt und bei seinen andern Posten, die er hierauf bekleidete, auch bei der Erziehung des Erzherzog Josephs, des nun so glorreich regierenden Kaisers, vorzüglich gebraucht.

Preus-

Preußen und Oestreich schärften also während des Friedens ihre Waffen, wie zwei Athleten, die für Ungeduld brennen, der eine, seinen Vortheil zu behaupten, der andere sich wieder in den Besiz deßelben zu bringen. Denn auch der dresdner Friede hob nur die Ausübung der Feindseeligkeiten eine zeitlang auf, aber er entwurzelte nicht den Keim der Zwietracht selbst. Dieser blieb, weil Schlesien noch immer im Besiz der Preußen war. Aber er trieb besonders in den Kabinetern, als keine Schlachten mehr um seinetwillen konten geliefert werden.

Blicke noch einmal, mein Sohn! mit mir zum dresdner Frieden zurück und bemerke, der wichtigen Folgen wegen, wie seit ienem Zeitpuncte biß zum Jahr 1756 herauf die mächtigsten Potentaten so geschäftig waren, um dem Dämon des Kriegs neue Opfer zu bringen, und wie Friedrich endlich gezwungen wurde, die langsam herbei rückende Periode der Opferung zu beschleunigen. — Nach dem dresdner Frieden dauerte der Krieg zwischen Oestreich und England einer Seits, und zwischen Frankreich und Spanien anderer Seits noch immer fort. Da aber England und Frankreich endlich den

grosen Aufwand empfanden und die Maitresse des Königs Ludwig XV, de Pompadur, durchaus Frieden haben wolte, um dadurch zu verhindern, daß der König nicht genöthigt würde, von ihr zur Armee zu reisen, so wurde im Jahr 1748 zu Aachen auch wirklich, wiewohl ein sehr übereilter Friede geschlossen. Doch erhielt Friedrich in dem 22sten Artikel des Friedensschlusses die Gewährleistung aller Mächte über Schlesien. Der Wiener Hof aber konnt' es seinen Bundsgenoßen, den Engländern, nicht verzeihen, daß sie ihn auch in diesem Frieden zur Abtretung Schlesiens, Parma und Piacenza so gut als gezwungen hatten. Kauniz, der als oestreichischer Minister zu Aachen war, suchte von nun an seinen Hof von England unabhängig zu machen und arbeitete, unter künstlichen Einkleidungen und schönen Versprechungen, Frankreich mit Oestreich zu verbinden, welches man seit Jahrhunderten für eine moralische Unmöglichkeit gehalten hatte. Schon drohete ein französischer Gesandter, daß sein Hof den König von Preußen würde fallen und verlohren gehen lassen, so bald er irgend einen Winkelzug versuchen würde. Allein Ludwig XV wolte, wenigstens des Wohlstands wegen, nicht sogleich öf-

fentlich

fentlich mit Preußen brechen, zumal da er 1747 ein neues Bündniß mit ihm und Schweden geschlossen hatte. Noch glücklicher als in Frankreich gingen die oestreichischen Negotiationen, seit ienem Frieden, in Rußland; wo die Kaiserin Elisabeth unter andern auch dadurch gegen den preußischen Monarchen eingenommen wurde, daß er einst eine Verschwörung gegen ihr Leben angesponnen hätte. Da nun ohnebin der rußische Minister, Bestuschef, schon längst Rache gegen Preußen nährte, das ihn einst habe stürzen wollen, und er noch überdiß von Preussens Feinden bestochen war, und endlich, da Friedrich überhaupt keinen Weg mehr vor sich sah, durch den er die Kaiserin hätte aus ihrem Irrthum ziehen können, weil die beiderseitigen Gesandten zu ihren Höfen zurückgekehrt waren; so musst' es derselbe geschehen lassen, daß ihm diese Macht, ganz unverdienter Weise, einstweilen im Stillen Krieg bereitete. Also stimmten nicht Staatsgründe, sondern ein bloser falscher Wahn, und wahrscheinlich auch einige juvenalische Anmerkungen des Königs über persönliche Schwächen der Elisabeth, diese Monarchin für die Partei gegen Preußen. Schrecklich muste nachmals der gute König für seine wizigen

Einfälle in den Schlachten mit den Russen büßen.

Auf ähnliche Weise sollen auch, durch geheime Feinde des Königs, Dänemark, England und selbst der Herzog von Mecklenburg gegen den preußischen Hof, bei Gelegenheiten, wo dieser seine und seiner Unterthanen Rechte nicht der Willkühr der Beherrscher iener Länder Preiß geben wollte, zu feindseeligen Gesinnungen gereizt worden seyn. Auch England, dem Friedrich 300,000 Thaler, die er noch auf Schlesien zu zahlen hatte, vorenthielt, um seinen Unterthanen den Schaden einigermaßen zu vergüten, welchen ihnen die englischen Freibeuter durch die Wegnahme einiger Schiffe zugefügt hatten, würde seinen Zorn noch nachdrücklicher haben ausbrechen lassen, als es wirklich schon geschah, wenn es dem Könige von England, dessen Kurfürstenthum Hannover von Frankreich mit Krieg bedrohet wurde, nicht um ein Schuzbündniß mit Preußen zu thun gewesen wäre. Beide Mächte, Frankreich und England, hatten seit dem Aachner Frieden einander unaufhörlich geneckt; beide fürchteten endlich im J. 1755 Kriegseinfälle; beide buhlten also seitdem um Preußens Beistand. Frankreich drang unter

ter andern auch mit dem Beweggrund in den preußischen Monarchen: „er solle Hannover erobern helfen; dort gebe es was zu plündern: der Schaz des Königs von England sey gut gefüllt, sey ein herrlicher Fang, der nur gethan werden dürfe.„ — Allein Friedrich gab auf dieses erniedrigende Ansinnen eine demüthigende Antwort und schloß im Januar 1756 ein Bündniß mit England; nachdem er noch vorher von mehrern Orten die Versicherung erhalten hatte, daß der König Georg auch auf die Freundschaft der rußischen Kaiserin Elisabeth sicher bauen könnte, welches aber leider! nachmals nicht der Fall war. In diesem neuen Bunde garantirten sich England und Preußen ihre gegenseitigen Staaten; keine fremden Truppen sollten deutschen Grund und Boden betreten dürfen und die preußischen, durch englische Freibeuter beschädigten, Kaufleute sollten mit 20,000 Pfund Sterling entschädigt werden.

Da Friedrichs älteres Bündniß mit Frankreich, der Zeitbestimmung nach, bereits zu Ende ging, als er dieses mit England schloß, so hätte weder diese noch eine andere Macht ihm darüber einer Abtrünnigkeit von alten Bundsgenossen zeihen sollen, wie es nachmals wirklich biß

zum

zum Eckel geschah. Kauniz benuzte den rege-gemachten Unwillen des Königs von Frankreich über dieses englisch-preußische Bündniß dazu, sein wirklich merkwürdiges und schon zu Aachen begonnenes Geschäfte, die Verbündung Oestreichs und Frankreichs zu vollenden. Sie ist unstreitig das gröste Meisterstück der Politik in unserm Jahrhundert. So wie einst Friedrich im siebenjährigen Kriege sagte: „es ist mir immer, als könnt' ich die Franzosen nicht für meine Feinde halten„; so mag auch wohl mancher Franzos bei diesem Bündnis mit Oestreich, in Absicht auf Preußen gedacht haben. Man nennt diesen am 9 Mai 1756 zu Versailles geschlossenen Tractat, den Bund der grosen Mächte. Kaum war er geschlossen, so brach auch Rußland mit England, wegen des Bündnisses, das diese Macht mit Preußen eingegangen hatte. Der Haß Bestuschefs gegen Friedrich siegte einen Augenblick über seine Neigung zu den englischen Guineen. So waren denn also die Staatssysteme so schnell als unerwartet umgewälzt, und alles, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, mehr als je zum gänzlichen Ruin Preußens vorbereitet.

Zum Glück des Königs entging ihm seit mehrern Jahren kaum irgend ein wichtiger Anschlag seiner Feinde, den er nicht sogleich erfahren hätte. Der Canal war in Sachsen. Denn auch diese Provinz hatte sich schon lange wieder genau mit Oestreich und also auch mit des Königs übrigen geheimen Feinden verbunden. Es musten also von diesen nothwendig von Zeit zu Zeit in Dresden die wichtigsten Depeschen einlaufen, die die Pläne enthielten, welche man in Absicht des Königs von Preußen auszuführen gedachte. Ein Sekretär bei der geheimen Kanzlei in Dresden unterzog sich des eben so treulosen als gefährlichen Geschäfts, wöchentlich alle Depeschen, wie sie seit dem Jahre 1753 aus Wien und Petersburg einliefen, dem preussischen Minister daselbst einzuhändigen und ihm auch die Abschriften aller Verträge, die sich im Archiv befänden und von des Königs Feinden gemacht worden waren, zu verschaffen. Ohne diesen Verräther wäre schwerlich ein 7iähriger Krieg in der Geschichte; ob auch Preußen noch das wäre, was es ist, bleibt Frage. Unter den Verträgen fand sich denn auch ein Allianz- und Theilungstractat über die preußischen Länder, den der Wiener, Rußische und Sächsische

Hof

Hof schon im Jahr 1746 geschlossen hatten; und aus den Depeschen sah er im Jahr 1756, daß sich Rußland erklärte, wie es erst im folgenden Jahre den Krieg gegen Preußen lebhaft anfangen könne, ob es gleich ohnlängst schon 50,000 Mann seiner Truppen an der preußischen Gränze versammelt hatte. Nahen Krieg gegen Preußen enthielten auch die Depeschen aus Wien, welcher Hof bereits nicht nur zwo Armeen in Böhmen zusammengezogen, sondern auch daselbst alle andere Kriegsvorkehrungen gemacht hatte.

Den Russen stellte der König ein Beobachtungscorps in Pommern entgegen, aber ohne noch eine kriegerische Gestalt gegen diesen Staat anzunehmen. Vom Wiener Hofe aber verlangte er dreimal eine bestimmte Antwort: ob er den Frieden zu brechen gesonnen sey oder nicht? Der König erhielt von der Kaiserin die Erklärungen, daß bei der allgemeinen Krisis Europens die Würde ihrer Krone erfordere, sowohl für ihre, als ihrer Bundsgenossen Sicherheit die nöthigen Maasregeln zu ergreifen; daß in der Allianz mit Rußland nichts wider Preußen enthalten wäre, und daß Oestreichs Kriegsrüstungen Folgen von den Kriegsrüstungen des

Königs selbst wären. Bestimmtere Nachrichten kamen über Dresden, wohin ein Minister dieses Hofes folgendes berichtet hatte: „Graf Kauniz hat den Vorsaz, durch seine Antworten den König von Preußen in Unruhe zu sezen, und ihn so weit zu bringen, daß er die ersten Feindseeligkeiten begehe.„ Sicher würde auch in diesem Jahre, 1756, Oestreich noch nicht losgeschlagen haben; allein der König glaubte, nun nicht länger, ohne die gröste Gefahr, an sich halten zu dürfen. Sollt' er fernerhin ruhig seine Feinde alle Zurüstungen beendigen und dann mit voller Macht von allen Seiten auf einmal auf sich eindringen sehen? Sollt' er warten, biß Sachsen seine Armee, die izt 18,000 Mann stark war, im kommenden Winter würde biß auf 40,000 gebracht haben? Sollt' er warten, biß der Kriegsschauplaz in seinen Staaten würde aufgeschlagen seyn, da er ihn izt so leicht im Ausland eröffnen konnte? Sollt' er sich durch das leere Pöbelgeschrei: du bist der angreifende Theil — zurückscheuchen lassen? Ich dürfte kein Brandenburger gewesen seyn, und ich würde dem Könige ein längeres Zögern in einem Zeitpuncte verdacht haben, wo die Wohlfahrt des Hauses Brandenburg, wo das Va-

terland so sehr Gefahr zu laufen schien. — Der Monarch lies also zu Wien eröffnen, daß er die erhaltene Antwort als eine Kriegserklärung ansehen müsse und — beschloß, die Oestreicher und Sachsen mit zwei Armeen anzugreifen, indeß der Feldmarschall Lehwald in der Gegend von Königsberg die Russen beobachten muste. Und so begann denn ienes siebeniährige moralische Wehe in Deutschland, das im Schrecklichen iener kurz vorhergegangenen physischen Revolution, die Lissabon verheerte, und in fernen Gegenden empfunden ward, oft ähnlich wurde. Der König wagte bei diesem Schritte mehr, als vielleicht ein König seit vielen Jahrhunderten gewagt hatte; und wenn ihn nicht ganz gewiße bevorstehende Gefahren, denen er zuvorkommen wollte, dazu drangen; so weiß ich diesen Schritt, bei dem er mit einem einzigen Bundsgenossen, mit England, den mächtigsten Staaten Europens die Spize bot, nicht mit der Weisheit und Politik des Königs zu reimen. Die Möglichkeit neuer Eroberungen konten ihn unmöglich zu diesem gewagten Angriff bestimmen, da seine bisherigen schon Neid genug erweckt und zu allerlei Bündnissen und Gegenbündnissen Anlaß gegeben hatten. Ueberdiß war

es

auch nicht im mindesten wahrscheinlich, daß er von den Besizungen einiger seiner entferntern Feinde wirklich etwas würde erringen und in die Länge behaupten können. Blos sein antimachiavellischer Saz: „es ist beßer zuvor zu kommen als sich zuvorkommen zu laßen,, drang ihn abermals ins Feld.

Vom Anfang des siebenjährigen Kriegs 1756, bis zu deßen Ende.

Noch lagen die Truppen von den Feinden Friedrichs, entweder zerstreut oder ruhig in ihren Standquartieren, als er, der 200,000 Krieger streitfertig auf den Beinen hatte, im Monat August 1756 mit 60,000 Mann in Sachsen einfiel. Denn da er von dem bösen Willen dieses Hofes und von dem geheimen Antheil, den derselbe an den Bündnißen gegen Preußen genommen, so manches Dokument in den Händen hatte; da er auch Böhmen nicht wohl behaupten konte, wenn nicht sein Rücken durch die Eroberung Sachsens, und dadurch besonders die Schiffarth auf der Elbe frei war; so muste leider! diese blühende Provinz, für die von seinem Regenten sich eingebildete Lust, einen grosen Nachbarn wieder geschwächt und sich mit den Trümmern seiner Länder gestärkt zu sehen, das mitleidswürdigste Opfer der erbitterten Parteien werden. Das preußische Heer marschierte in drei Colonnen nach Sachsen, davon die eine der Herzog Ferdinand von Braunschweig, die andere der Herzog von Bevern, und die dritte Friedrich selbst anführte. Alle drei vereinten sich

in der Gegend von Dresden. Des Königs Truppen rückten am 10 Sept. in die Stadt, welche keine Besazung und keinen Regenten mehr in ihrer Mitte hatte, beobachteten aber die strengste Mannszucht. Der König von Pohlen Churfürst von Sachsen August III befand sich schon seit dem 2ten September mit seinem Prinzen Xaver und seinem Minister Brühl bei seiner Armee, die ein durch Natur und Kunst unüberwindliches Lager bei Pirna bezogen hatte, um dort aus dem nahen Böhmen östreichische Hülfe zu erwarten. Seine Gemahlin aber und der Churprinz waren in der Residenz geblieben und wurden vom König Friedrich, der im Garten einer Vorstadt sein Quartier hatte, so becomplimentirt, wie es ihr erhabner Stand mit sich brachte. Der sächsische Hof blieb in Höflichkeitserwiederungen nichts schuldig und lies den preußischen Monarchen sogar zur Tafel einladen, welches er aber verbat. Uebrigens betrug sich Friedrich gegen Hohe und Niedere, die zu Tausenden, um ihn zu sehen und zu sprechen, sich herzudrangen, nicht als Feind der Sachsen, sondern vielmehr — o daß es doch möglich gewesen wäre! — als ihr künftiger Bundsgenoße. Diß schrieb er auch noch da-

mals ihrem Könige August ins Lager, gegen den er überhaupt so wenig, als gegen seine Gemahlin in Dresden, keine Art von persönlicher Achtung verabsäumte. Allein dieser gegenseitigen Höflichkeitserweisungen ohnerachtet, wurden doch in Dresden die Collegiensäle verschloßen, die Caßen des Landes in Beschlag genommen und aus dem Zeughause alle Munition nach Magdeburg abgeführt. Wehrlos wollte Friedrich das Land machen, darum nahm er Caßen und Zeughäuser in seine Verwahrung; und lies als ein Mann von Ehre, der Residenz alle ihre übrigen Kleinode, die Schäze der *Bildergallerie und* des grünen Gewölbes, die wirklich nicht, wie man oft vorgegeben hat, auf den Königsstein waren geflüchtet worden. Die *Bildergallerie* lies er sich öfter zeigen und beschenkte ihre *Aufseher* reichlich, ohne weiter seine *Liebhaberei* auf eine unrechtmäsige Weise zu befriedigen. Aber er vergriff sich an einem Gegenstande, den ihm seine Feinde höher anrechneten, als wenn er ganz Dresden hätte plündern laßen. Ich meyne nicht, wie du leicht argwöhnen könntest, den prächtigen Pallast und Garten des Ministers von Brühl, den seine langgenährte Rache zerstören lies und wofür mancher Epi-

grammatiste dem philosophischen Könige bittere Wahrheiten sagte; nein! sondern seine Eingriffe in gewisse Staatspapiere. Seit langer Zeit besaß Friedrich, du weist schon durch welchen Canal, die Abschriften von den Verträgen des Königs von Pohlen und von den Berichten seiner Minister bei den auswärtigen Höfen. So vollkommen nun diese Schriften, aus denen Herzberg schon vor des Königs Einbruch für andere Höfe excerpiren muste, die Unternehmungen des Königs rechtfertigten, so blieb doch seinen Gegnern immer einzuwenden übrig, daß diß nur untergeschobene Schriften wären.

Friedrich muste sich also der Originalien zu bemächtigen suchen, die sich bereits eingepakt in dem Appartement der Königin befanden, von wannen sie nach Pohlen selbst solten gebracht werden. Friedrich lies die Königin um den Schlüßel zu diesen Staatsheiligthümern ersuchen; allein vergeblich, doch lies sie es geschehen, daß man die Thür versiegelte. Des Königs Liebling, General Winterfeld, ein eben so feiner Hofmann als vortreflicher Krieger, war beim zweiten Versuch, seiner vielfältigen Bitten ohnerachtet, eben so wenig im Stande, die Schlüßel zu erhalten. Friedrich schikte also an-

dere Abgeordnete, die im nöthigen Fall die Thüre erbrechen solten. Entschloßen stellte sich die Königin mit ausgestreckten Armen vor dieselbe; allein man achtete weder ihres Schreiens noch thätigen Wiederstands. Sie wurde mit Anstand entfernt und der preußische Monarch erhielt den gesuchten Schaz. Dieser bestund aus 40 Bänden, die sogleich dem Geheimenrath von Herzberg überschickt wurden, der binnen 8 Tagen in einer Staatsschrift der Welt, durch Auszüge und Belege aus den Originalurkunden, die Gesandte einsehen konten, darthat, wie wenig Friedrichs Einfall in das wehrlose *Sachsen* den bittern Tadel verdiene, dem er allenthalben blosgestellet war. Rechtsgelehrte mögen denn noch immer die Heiligkeit der Archive *in Schuz* nehmen, wie sie es allerdings verdienen; es mag noch immer hie und da einer ächzen, daß dieses Beginnen des Königs höchst ungerecht gewesen sey; so traue ich mir doch getrost zu behaupten, daß jeder Monarch in des Königs Lage, sich gerade so, nur ein anderer vielleicht mit weniger Schonung, dieser Urkunden würde bemächtigt haben. Solte Friedrich, ohne diese Papiere, seinen Angriff gegen Sachsen und Oestreich der Welt ewig problematisch und also auch

seine

seine Ehre, durch Vorwürfe über gebrochene Friedensschlüße, ewig gekränkt laßen? Wurde Sachsen durch den Verlust dieser Papiere auch wohl im mindesten unglücklicher als es ohnedem würde geworden seyn, da Friedrich einmal die feindlichen Gesinnungen des Beherrschers dieser Provinz nach ihrer ganzen Vollständigkeit wuste? Friedrich selbst gesteht, daß er diesen Schritt ungerne gethan, daß ihn aber die Nothwendigkeit schlechterdings erfordert habe. Er bracht auch wirklich dem Könige neue Feinde und diejenigen, welche es schon waren, wurden noch mehr dadurch aufgebracht. Die damalige Dauphine war eine Tochter iener gebeugten Königin. Da nun in Frankreich, so wie bei allen Höfen, das Verfahren des preußischen Monarchen mit den schwärzesten Farben war geschildert worden; so warf sich die Dauphine dem Könige von Frankreich zu Füßen und flehete Hülfe für ihr bedrängtes Vaterland und ihre Eltern. Von Stund an wurden auch wirklich Frankreichs kriegerische Gesinnungen gegen Preußen ernstlicher als sie bisher zu seyn schienen. — August ergoß sich indeßen in bittern Klagen gegen Friedrich selbst, über den langen Aufenthalt seiner Armee in seinem Churfürstenthum und bot ihm

Neutralität und alle Sicherheit an, wenn er seine Armee würde nach Böhmen vorrücken lassen. Allein Friedrich schrieb ihm zurück, daß er nicht eher von der Stelle weichen würde, „biß er nichts mehr hinter sich liese„ das hies, biß die Sächsische Armee würde aufgerieben seyn, welche ihr König noch immer nicht im Ernste wolte auseinander gehen laßen, wie Friedrich Anfangs zum Neutralitätsvertrag vorgeschlagen hatte. — Wie konnte aber diese Armee aus dem Wege geräumt werden, da das Lager gegen alle Ueberfälle gesichert war? Und dennoch geschah es. Die Sachsen hatten einen Feind *in ihrer Mitte* der schrecklicher war, als zehen preußische Armeen, ob er gleich zur Zeit sich noch ganz ruhig verhielt. Diß war der *Hunger:* denn da die Truppen das Lager in der Eile bezogen hatten und ihnen die Preußen zu schnell auf den Hals kamen, so hatten sie sich höchstens nur auf zwei Monathe Lebensvorrathe sammlen können. Der König schloß sie also ein und lies nichts mehr ins Lager als was zur Befriedigung der Bedürfnisse des Königs von Pohlen nöthig war. Schon wurde den treuen Sachsen und ihren Pferden der dritte Theil von ihren Lebensmitteln abgebrochen, als sie hörten, daß der

östrei-

östreichische General Brown mit einer Armee von 70,000 Mann sich anschicke, sie aus dieser Hungersnoth zu befreien. Allein Friedrich vereitelte ihre gegründete Hoffnung dadurch, daß er dem östreichischen Heere nach Böhmen entgegen ging und dasselbe am 1 October bei Lowosiz in einer Schlacht schlug, die von 7 Uhr des Morgens biß um 3 Uhr Nachmittags dauerte. Er schrieb noch auf dem Schlachtfelde an Schwerin: „Mit 24 Bataillons haben wir 72 feindliche und 300 Canonen vertrieben. So lang ich die Ehre habe unsre Truppen zu kommandiren, hab ich noch nie solche Wunder der Tapferkeit gesehen. Sie drangen durch umzäunte Weinberge und in gemauerte Häuser,, und bahnten sich dadurch Wege auf die feindlichen Anhöhen. Friedrich verlohr dabei 1200 Mann an Toden und Verwundeten. Unter den ersten befanden sich die beiden Generale von Quadt und von Lüderiz; er aber bekam unter 700 gefangenen Oestreichern, auch den General Prinz Lobkowiz. Der König war vor dieser Schlacht 36 Stunden zu Pferde gesessen, hatte binnen dieser Zeit nicht einen Bissen Brod genossen, um dadurch nichts in seinen zu treffenden Anstalten zu versäumen. D'Argens schrieb

ihm deßwegen: „Sire! lassen Sie die Sachsen fasten so lang sie wollen — nur geben Sie ihnen ia nicht das verderbliche Beispiel hungern zu lernen.„ — Die Armee des Königs war in Böhmen um die Hälfte schwächer als die Kaiserliche; nichts desto weniger verhinderte doch derselbe durch seine Wachsamkeit, daß diese lange keine Hülfe konte zu den Sachsen kommen lassen. Endlich aber gelang es Brown bißt gegen Schandau, mit 10,000 Mann vorzurücken. Hier wollt er am 11 October die Sachsen erwarten und dann gemeinschaftlich mit ihnen die Preußen angreifen. Die ausgehungerten Sachsen entschloßen sich also, bei Königsstein über die Elbe zu gehen; allein es war ein unverzeibliches Fehler, zu diesem Zurückzuge ein Defilee zu wählen, welches durch steile Felsen ging, die der Feind besezt hielt. Es muß daher das Unglück, welches nach dem Zuge die Sachsen betraf, einzig und alleine dem Feldherrn beigemessen werden, der hier, vermuthlich ohne alle Kenntniß des Bodens, den Plan entwarf. Die Sachsen schlugen wirklich am 11 October ihre Brücke und die Preußen hüteten sich sorgfältig, sie über der Arbeit zu stören. Als nun die Truppen solche paßirten, um auf die Ebenen

von

von Altstadt zu dringen, so fanden sie auf der andern Seite nur einen schmalen Fußsteig, der von den Fischern auf der Elbe pflegte paßirt zu werden. Der Zug muste also äuserst langsam gehen, zumal da der häufige Regen und die vielen Menschen auch diesen kümmerlichen Steig noch mühseeliger machte. Der Marsch gegen so steile Felsenwände aus tiefem Grunde unter Sturm und Regen in der schlimsten Jahrszeit verlängerte sich biß zum 13 Oct., an welchem Tage schon die preußischen Generale, Prinz Moriz von Anhalt und Ziethen die Felsen bei Pirna erkletterten, die Sachsen beschiesen und ihren Nachtrupp anfallen liesen. Diese, bestürzt über einen neuen Auftrit, den sie von diesen Höhen am wenigsten erwartet hatten, lagerten sich muthlos am Fuße des Liliensteins ohne Ordnung, weil es am Raum gebrach. Die Lage der Sachsen war schrecklich. Brown gab ihnen kein Zeichen von Hülfe, wie verabredet war; denn er wartete der Sachsen nur vom 11 biß zum 13 October, weil ihn seine Lage am 14 wieder nach Böhmen nöthigte; ihre Bagage und Artillerie befand sich schon in der Preußen Hände; die Seile ihrer Brücke hatten sie selbst zerhieben; und Hunger und Kälte schlugen den Muth

noch

noch mehr nieder. August sah aus der Höhe der Vestung Königsstein, wie seine ganze schöne Armee nach seinen lezten Befehlen seufzete, ob sie durchs Schwerd oder den Hungertod sterben solten. Lange stimmte er für das Schwerd; als ihm aber der General Rutowski vorstellte, daß dieses Blutbad doch nur sehr wenige retten könne; so gab August das Schicksal der Armee ganz in die Hände dieses Generals, der in einem Kriegsrath solte entscheiden lassen, ob sie sich den Preußen, oder dem Hunger, oder dem Schwerd überlassen wolte. „Ihn gehe sie nichts mehr an.„ Drei Tage und drei Nächte stunden die Sachsen bereits unter freiem Himmel im Gewehr; drei Tage waren sie schon ohne alle Lebensmittel und sahen mit traurigen Blicken ihr voriges vestes Lager vom Feinde besezt, als sich endlich am 15 Oct. Rutowski mit der Kapitulation ins preußische Lager verfügte. Die sächsische Armee, die noch aus 17000 Mann bestund und 50 Canonen führte, streckte das Gewehr. Die Officiers wurden entlassen; die Unterofficiers und Gemeinen aber musten dem König von Preußen den Eid der Treue schwören. Dem König August blieben nur die Fahnen, Standarten und Paucken; selbst die Leibgarde

wurde

wurde ihm von Friedrich mit den harten Worten abgeschlagen: daß es unklug vom Sieger seyn würde, Leute zurück zu geben, um sich der Mühe einer zwoten Gefangennehmung mit ihnen unterziehen zu müssen. Diß war eine der grösten Demüthigungen, die seit Jahrhunderten ein König erfahren muste, weil er, geteuscht von seinem Minister, nicht mit seinem Sieger in einen förmlichen Bund treten wolte. — Vielleicht drang Augusten die Noth, gerade um diese Zeit, gegen ein gewisses Hülfsgeld, der Kaiserinn seine pohlischen Regimenter zu überlassen und dadurch freilich auch den preußischen Monarchen noch mehr gegen sie zu reizen. — Sachsen konte nach solchen Auftritten wenig Reiz mehr für seinen Regenten haben, so sehr es auch Nationalcharacter ist, daß diese Nation ihre Beherrscher liebet. August reisete also am 18ten nach Pohlen, nachdem er vorher beim Sieger um freie Päße und Postpferde angehalten hatte. Friedrich verwilligte seinem Herrn Bruder (so lautete immer die zärtliche Anrede in der Correspondenz der beiden Könige, während dieser Trauertage,) nicht nur diese Gefälligkeit, sondern überhob ihn auch des unangenehmen Anblicks der preußischen Truppen auf allen

Wegen,

Wegen, die er paßirte, dadurch, daß er solche allenthalben zurückzog. Seine Länder aber blieben ein Depot zur Sicherheit der brandenburgischen. Unter diesem neuen Titel wurde die Eroberung dieser Provinz in den preußischen Staatsschriften gerechtfertigt. — Aus den gefangengenommenen Truppen errichtete der König 20 Bataillone Infanterie. Da er aber dabei den Fehler beging, daß er weiter keine Preußen, auser den Officiers, mit ihnen vermischte; so gingen sie in der Folge und zwar schon im nächsten Feldzuge, oft zu ganzen Regimentern wieder davon und heim in ihr Land.

Nach dieser glücklichen Expedition bezogen die preußischen Truppen in Schlesien und Sachsen die Winterquartiere und Friedrich selbst blieb in Dresden. Hier gab er Schauspiele, Bälle und Concerte, wie in Berlin, gab den Ministern Audienz und suchte den Sachsen die Abwesenheit ihres Regenten durch gute Mannszucht eben so erträglich zu machen, als er selbst das Land nach allen Artikeln zu benuzen wuste. Nichtsdestoweniger war dieser Winter für den Sieger nicht der erwünschte, der er zu seyn schien. Ein Kammerdiener Friedrichs, der das höchste Zutrauen desselben genoß, wurde gedungen, ihn

aus

aus der Welt zu schaffen. Noch in der Stunde der Ausführung verrieth ihm ein Zufall die nahe Gefahr. Der Kammerdiener brachte nämlich dem Monarchen eine vergiftete Taße Schokolate; iener aber saß vor ihm tief in Gedanken und nahm sie ganz zufälliger weise nicht sogleich wie gewöhnlich aus der Hand des Treulosen. Dieser fing hierauf an zu zittern, weil er aus diesem Zögern vermuthete verrathen zu seyn. Allein sein Gewissen selbst wurde sein Verräther; er umfaßte die Füße des Königs und flehte um Gnade, die ihm aber nicht gewährt werden konte. Der König lies ihn in seiner Gegenwart gerichtlich verhören und dann in Ketten nach Spandau führen, wo er in kurzer Zeit sein Leben im Kerker elend endete. Dem Monarchen schien an der Verheimlichung dieser Geschichte so viel gelegen zu seyn, daß er nicht einmal einem Arzt erlaubte, ienem Unglücklichen im Gefängniß einigen Beistand zu leisten. — Anderes Ungemach verursachte ihm die in Dresden zurückgebliebene Gemahlin Augusts durch geheimen Briefwechsel, den sie mit den östreichischen Generalen unterhielt. Der König gab daher Befehl, daß alle Packete, die aus Böhmen kamen und dahin abgingen, durchsucht werden solten;

und siehe da! einst fand man eine Kiste voll Würste, an die Oberhofmeisterin der Königin, die aber, statt des Specks, mit lauter Briefen ausgestopft waren. Dieser Königin legt Friedrich auch zur Last, daß sie die gefangenen Sachsen durch Emissarien wieder von Preußen abtrünnig zu machen gewust habe; und daß überhaupt, die auf ihr Ehrenwort bei Pirna entlassenen Officiere, ihres Ehrenworts wieder so wären entbunden worden, wie im barbarischen Zeitalter nur der Pabst zu dispensiren sich herausgenommen habe. Doch! nur wenige sächsische Officiers achteten eine Dispensation, gegen die sich die Gefühle von Ehre, von Treue und Glauben so laut empörten.

Du siehest hieraus, daß die Lage des Königs, seiner Siege ohnerachtet, doch gar nicht wünschenswerth war und daß nur ein Mann von Friedrichs Geiste seine philosophische Gemüthsruhe da erhalten konte, wo innere und äusere Feinde lauerten, immer mehrere sich rüsteten und Politiker und Dichter ihn über seinen Einfall in Sachsen lästerten. Sogar Voltaire konte sich nicht entbrechen in seiner Dichterwuth also an ihn zu schreiben: „Nicht mehr bist du der Held, der gekrönte Weltweise, welchen

chen die schönen Künste umrangen, dem der Sieg nachfolgte. Nur den stolzen Krieger betrachtest du iezt in dir, der mit der Fackel in der Hand gewaltsam sich den Weg öffnet, Städte verheeret, beraubt, verbrennt, die Rechte der Völker verlezt, die Natur beleidigt, und die Geseze zum Schweigen bringt. Einen Tag zu viel, beklagenswerther Monarch! hast du gelebt. In diesem Augenblick verläst dich deine Weisheit, und du verliehrst deinen Ruhm!„ Ganz die Sprache eines erzürnten Poeten, der sich fern vom Jupiter und der Wirkung seiner Blize sicher weis. Französische Dichter-Exklamationen hatte nun wohl der Monarch noch am wenigsten zu fürchten; wohl aber 100,000 rüstige Franzosen selbst, die im nächsten Frühiahr gegen Preußen über den Rhein kommen solten; zu fürchten hatte er die Schweden, wo der Reichsrath ganz von Frankreich abhängig war, und nun, gegen Preußen, die Gewährleistung des westphälischen Friedens erfüllen wolte; zu fürchten hatte er die Rußen, die Oestreicher und die Reichsarmee. Denn, indem sich Mayländer, und Niederländer, Ungarn und Polaken, Wallonen, Cosaken und Calmücken gegen Friedrich in Bewegung sezten, schleuderte auch der

Reichstag zu Regensburg; seinen Bannstrahl auf denselben. Durch diese Reichsacht, deren Ankündigung der preußische Minister von Plotho zu Regensburg, sehr nachdrücklich erwiderte, wurde er nicht nur seiner Länder und Würden verlustig erklärt, sondern es erhub sich auch im folgenden Frühjahr ein Heer aus allen Districten Deutschlands, das mit den Kreuzfahrern, auser dem geweiheten Kreuze, viel Aehnlichkeit hatte; ein Heer, das durch seine unverhältnißmäsige Kraft zu seiner damaligen Bestimmung, und durch einen Druckfehler in einem Manifeste, ein Gegenstand des Gespötts geworden ist. *Nichts* scheint damals dem Könige empfindlicher gefallen zu seyn, als daß man ihn in Schriften so tief herabwürdigte. Er gab sowohl durch seinen vortreflichen Minister, als auch anderwärts, seinen Feinden zu erkennen, daß man sich gegen einen König nie also benehmen, daß wenigstens Fürsten gegen einander, ihrer öffentlichen Mißverständniße ohnerachtet, den äusern Anstand von Achtung beibehalten solten, wie er unter gesitteten Völkern eingeführt wäre. Bei soviel Feinden hatte zwar Friedrich noch immer einen mächtigen Bundsgenoßen an England. Allein auch hier waren Anfangs die Aussichten noch etwas

trübe,

trübe, weil weder der König noch das Hannöverische Ministerium, Friedrichs eingeschickten Operationsplan gutheisen wollten.

Schon damals bestimmte man genau den Zeitpunct, wenn der Krieg mit Preußens Ruin geendigt seyn würde. Friedrich wolte doch wenigstens versuchen, ob sich nicht diese Propheten zu Schanden machen liesen; auch er rüstete sich mit Macht und Sachsen empfand von nun an die Hand des Siegers etwas schwerer. Die Landstände musten 10,000 Recruten stellen, musten in die Magazine der sächsischen Hauptstädte beträchtliche Lieferungen machen, und überhaupt geschehen laßen, daß die Finanzoperationen nachdrücklicher betrieben wurden. Alle Diener des Staats wurden in ihrer Besoldung herunter gesezt, von denen sogar der Director der Opern und der Beichtvater nicht ausgenommen war. Wars auch wohl verzeihlich, daß dieser geistliche Herr, ohne Weib und Kind iährlich ein Gehalt von 12,000 Thaler zog? Friedrich gab ihm Tausend. Der Operndirector genoß vorhin 15,000; und auch er muste nun mit Tausend vorlieb nehmen. — Der schöne Vorrath an Porcellan zu Meisen und Dresden wurde auf preussische Rechnung, als erbeutetes Eigenthum, an

den damaligen Kaufmann Schimmelmann und nachmaligen Dånischen Minister um 200,000 Thaler verkauft, der dadurch den Grund zu seinem Reichthum und zu seiner Gröſe legte, zu der ihm schon die Natur alle Talente gegeben hatte. Nach dem Rechte eines Siegers, bediente sich Friedrich auch der Münze zu Dresden. Viele behaupten, daß er durch diese dem Lande vorzüglich geschadet habe.

Ehe der Winter gar zu Ende ging, reisete Friedrich nach Schlesien, um daselbst mündliche Abrede mit seinem Schwerin über den nächsten Feldzug zu nehmen, der aber der Armee durchaus verborgen gehalten wurde. Durch Verschwiegenheit bewirkte oft Friedrich mehr als andere durch ihre Armeen. Nach dieser Verabredung ging der Monarch wieder nach Sachsen zurück und traf hier allenthalben solche Vorkehrungen, wie sie getroffen werden musten, um sowohl die Sachsen als auch die Oestreicher auf den Gedanken zu bringen, daß der neue Feldzug nicht in Böhmen, sondern abermals in Sachsen eröffnet werden würde. Diese Teuschung desto wirksamer zu machen, lies er Dresden sogar bevestigen und allenthalben in Sachsen sich nach vesten Lagerplåzen umsehen. Von diesem allem wur-

wurden die Oestreicher durch geheime Feinde in Dresden, genau benachrichtigt; diß war aber auch ganz nach dem Wunsche Friedrichs. Denn dadurch geschah es, daß er gegen das Ende des Aprils, den Oestreichern unerwartet mit vier Korps in Böhmen über den Hals kam und am 5 Mai schon mit seiner ganzen Armee bei Prag stund. Selbst während des Einmarsches der preußischen Korps, hatte eines, unter der Anführung des Prinzen von Bevern 16,000 Mann stark, den östreichischen General von Königseck, der 28,000 Mann befehligte, am 21 April bei Reichenberg so nachdrücklich geschlagen, daß dieser 1800 Mann an Toden und Gefangenen, Bevern aber nur 300 Mann verlohr. Diß war aber nur ein Vorspiel von der blutigen Schlacht, die gleich nach der Versammlung iener Korps bei Prag am 6 May vom Könige selbst dem Prinzen Karl von Lothringen geliefert wurde, noch ehe dieser sich mit dem Daunischen Korps vereinigen konte. Da die Preußen zum Theil an diesem Morgen sich schon durch einen starken Marsch ermüdet hatten, so riethen einige Generale dem Könige, die Schlacht biß zum nächsten Tage zu verschieben; allein der König antwortete: frische Fische gute Fische und be-

 schloß

schloß sogleich anzugreifen. Schon am Abende vorher hatte der König und Schwerin die Stellung der Feinde untersucht; und solche auf Anhöhen in einem wohlverschanztem Lager gefunden. Friedrich hielt für zuträglich, sie gerade von vorne anzugreifen; allein er gab doch der Meinung Schwerins nach, der es für beßer hielt am rechten Flügel den Angriff zu thun. Zu diesem muste er Umwege durch sumpfigte Wiesen, abgelaßene Teiche und schlammigten Boden nehmen, in dem oft die Soldaten mit iedem Tritt stecken blieben. Indeßen sprachen sich diese gemeinschaftlichen Theilhaber an den gegenwärtigen Mühseeligkeiten und nahen Lebensgefahren wechselsweise einander Muth zu, reichten sich die Hände und um 1 Uhr zu Mittage waren sie am Ort ihrer Bestimmung, den sie seit 9 Uhr zu erreichen gearbeitet hatten. Ohne erst auszuruhen gingen sie mit gefälltem Bajonet auf den Feind los, der sie aber mit so mörderischem Kartätschenfeuer empfing, daß die Hälfte der Bataillone mit den tapfersten Officiers zu Boden gestreckt wurden. Hier war es, wo der gewiße Tod der preußischen Tapferkeit ein Ziel sezte. Die Gefühle der Menschheit behaupteten ihre Rechte; die Preussen

sen wichen zurück. Schwerin, der den Plan zu diesem Angriff gemacht hatte, sah mit Unmuth, daß Preußen wichen und die Schlacht verlohren war. Er ergriff eine Fahne, stellte sich an die Spize seines Regiments, führte es mit den Worten zum Angriff: wer kein Feiger ist, folge mir! — Allein als der 70iährige Held etwan 12 Schritte vorwärts gethan hatte, so streckten ihn drei feindliche Kugeln deren eine durchs Herz ging, zu Boden, und die Fahne seines Monarchen deckte den Ruhmgekrönten Greisen. General Manteufel gab die Fahne dem Junker wieder, den aber gleich darauf eine Stükkugel tödete. Nichts destoweniger drang das Schwerinische Regiment muthig vorwärts, um den Tod ihres Generals zu rächen. Sein Fall war das Signal zum Siege. Mehrere preußische Generals folgten dem Beispiele des gefallenen Helden, führten wie er ihre Brigaden zu Fuße an und selbst Prinz Heinrich erstieg an der Spize der Seinen eine feindliche Batterie. Die Schlacht ward erneuert; die Unortnungen der Oestreicher vom Könige so benuzt, daß iene theils ins weite Feld flohen, theils sich in die Stadt Prag warfen. Dieser heise Kampf hatte eilf volle Stunden gedauert

und die Abend-Sonne dieses schönen Frühlings-tages spiegelte sich im Blute. Denn mehr als 30,000 Menschen wurden an diesem Tage gestödet und verstümmelt. Selbst der König nennt diese Schlacht eine der mörderischsten in unserm Jahrhundert. Die Feinde allein verlohren 24,000 Mann, unter welchen nur 1,000 Gefangene waren; der Verlust der Preußen aber belief sich auf 18,000 Streiter, ohne den Feldmarschall Schwerin, den der König höher als 10,000 Mann anschlug. „Sein Tod, schrieb er, machte die Lorbeern des Sieges verwelken; denn sie waren durch ein zu kostbares Blut erkauft! Schwerin besaß seines hohen Alters ungeachtet, noch das ganze Feuer seiner Jugend; sein Tod erhob sein ruhmvolles Leben hier durch neuen Glanz.„ An diesem blutigen Tage fielen die Säulen der preußischen Infanterie: Fouquet und Winterfeld wurden gefährlich verwundet; verschiedene Prinzen und eine Menge andere tapfere Officiere verlohren dabei ihr edles Leben. Vielleicht haben bei keiner Schlacht die preußischen Officiere mehr gelitten als hier. Der König gab selbst ihren Verlust als unersezlich an. — Schon aus der Menge der getödeten Preußen wirst du, mein Sohn! schliesen, daß auch das Heer der

Oestrei-

Oestreicher in diesem Kriege muthig focht, welches ich ein für allemal bemerken will. Es gründet sich diß Geständniß auf Friedrichs eigene Urtheile. In dieser Schlacht verlohr aber auch Oestreich einen Schwerin in seinem großen General Brown, der nach der Schlacht an seinen Wunden in Prag starb. Er und Schwerin hatten vor dem Feldzuge einander im Karlsbade kennen gelernt, hatten sich dort einander viele Höflichkeiten erwiesen und in einer Schlacht finden beide ihren Tod! Friedrich vergoß beim Anblick seines toden Generals, ia! seines Lehrers in der Kriegskunst, einige Thränen und verewigte nachmals das Andenken desselben durch eine marmorne Statue auf dem Wilhelmsplaze zu Berlin, wo er mit der Fahne in der Hand in vorwärtsstrebender Bewegung vorgestellt ist. Kaiser Joseph II aber ehrte das Andenken des östreichischen Helden dadurch, daß er noch lange nachher um den Baum, wo Brown gefallen war, von 6 Grenadierbataillons einen Kreis schliesen und eine dreimalige Salve geben lies, wobei der dankbare Held Joseph selbst den Hut abnahm. Noch lebte Friedrichs Mutter, die zärtliche Theilnehmerin an ihres Lieblings bedenklichen Schicksalen. Sie zu beruhigen schrieb

er ihr noch vom Wahlplaz: „ich bin mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für die Oestreicher verlohren und ich habe mit 150,000 Mann freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, welches uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Kompliment zu machen und mit den übrigen will ich die Oestreicher verfolgen.„ Allein Friedrich war hier nicht durchaus Prophet, so viel Wahrscheinlichkeit auch seine Prophezeihung in den Augen der Welt hatte. Das Glück fing an die Karte etwas zu Gunsten Oestreichs in einem Zeitpunct zu mischen, wo es noch am wenigsten zu vermuthen war. Denn alle Pässe des Königreichs Böhmen befanden sich in der Macht der Preußen; ein Theil der östreichischen Truppen war geschlagen; der Kern derselben, 50,000 Mann war nach der Schlacht in Prag eingesperrt; aus Sachsen war keine Hülfe zu erwarten; in allen bisherigen Schlachten hatten die Preußen gesiegt; und die Bestürzung war allenthalben und selbst zu Wien allgemein. Nur Friedrichs rasche Schritte verkürzten den Oestreichern diese Tage der Trübsal und zwar auf folgende Art.

Nach der Prager Schlacht hatte sich Prinz Karl mit mehrern Prinzen, als Befehlshaber, samt 40,000 streitbarer Männer in die Stadt geworfen. Diese, und die schon darinnen befindliche Besazung hofte Friedrich durch eine Blokade, die am 7 May anfing, zur Uebergabe zu nöthigen. Es war auch wirklich alle Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden, weil eine eingeschlossene Stadt von 80,000 Einwohnern und einer so großen Anzahl fremder Kostgänger, sich unmöglich lange gegen den Hunger schüzen konte, zumal da der Feind von aussen ihre noch übrigen Vorrathshäuser durch Bomben und glühende Kugeln zu zernichten bemühet war. Prinz Karl und seine Truppen suchten oft die Riegel dieses entkräftenden Kerkers zu zerbrechen; allein alle Versuche liefen blutig und ohne glücklichen Erfolg ab. Die Noth der Stadt wurde groß; 80,000 Einwohner liefen Gefahr, des bisherigen Genusses des Pferdfleisches ohnerachtet, Hunger zu sterben; 900 Häuser brannten und stürzten durch 170,000 geworfene glühende Kugeln und Bomben nieder und schmetterten Greise und Kinder; die Kirchen staken voll winselnder Kranken und Verwundeten und das Sterben nahm wie zur Pestzeit überhand. Selbst die Preußen konten

ten das Wehklagen der unglücklichen Schlacht-opfer bei der nächtlichen Stille hören. Man versuchte es endlich 12,000 Menschen aus der Stadt zu stosen; allein die wachsamen Preußen kanonirten auch diese wieder zurück, um die Hungersnoth zu erhöhen und dadurch die Uebergabe zu beschleunigen. Geistliche und Laien fleheten den Prinzen Karl um Erbarmen der Stadt an; er wolte auch wirklich, gegen einen freien Abzug seiner Truppen, die Stadt übergeben; allein Friedrich schlug andere Bedingungen vor, die Karl zwar als Mensch nach seinem Mitleidsgefühl würde angenommen haben, allein nach seinen militärischen Pflichten nicht glaubte annehmen zu dürfen. Indessen hatte General Daun, der bereits biß auf 60,000 Mann verstärkt war, gemeßene Befehle von der Kaiserin erhalten, Prag zu entsezen. Er rückte herbei, ohne daß Zieten und der Prinz von Bevern ihn aufzuhalten im Stande waren, und Friedrich sah sich genöthigt, mit einem Theil seiner Belagerer zum Prinz Bevern zu stosen und Daun zurück zu schlagen, ehe er ihm bei Prag in den Rücken kommen könnte. Der Ritter Keith muste indeß die Belagerung fortsezen. — Daun erwartete des Königs Angriff auf der Höhe zwischen Kolin und

Plani-

Planian. In einem Wirthshause entwarf der König mit seinen Generalen den Plan zur Schlacht, (am 18 Junius) der aber in der Folge, da es im Anfang sehr glücklich ging, von den Anführern über alle Begriffe schlecht befolgt wurde. Das Glück machte einige seiner Generale sicher; die häufigen Siege sie immer muthiger, und dieser Muth, der bei einigen öfter zur Unzeit ausbrach, schlug dißmal den König selbst. Ich sagte dir schon, daß am Anfang alles sehr glücklich ging. Zieten griff das Korps des Nadasti an und trieb es biß Kolin flüchtig vor sich her; nicht minder glücklich war General Hülsen. Diese siegreichen Angriffe verleiteten den General Manstein, den schon bei der prager Schlacht seine Hitze zu einem ähnlichen Schritt verführt hatte, wider seine Instruction auch anzugreifen und dadurch das Treffen allgemein zu machen, statt daß nach des Königs Plan nur der linke Flügel agiren solte. Nun blieb dem Könige kein Bataillon mehr übrig, worüber er hätte schalten, oder welches er dahin, wo Unterstüzung nöthig war, hätte führen können. Der Angriff des rechten Flügels war in allem Betracht zu gewagt, weil er gegen Felsen, gegen die Hauptmacht des Feindes, gegen seine meiste Artillerie

gemacht

gemacht werden muste, wobei die Cavallerie der Infanterie nicht einmal einigen Beistand leisten konte. Siebenmale griffen die sieggewohnten Preußen den Feind auf Berg und Felsen an und gräßlicher Kugelhagel schmetterte iedesmal in die Bataillons. Allein sie flohen nie, sondern machten regelmäsige zurückziehende Bewegung, um sich wieder zum neuen Angriff zu ordnen. Wie über Erdhaufen kletterten sie dann in kriegerischer Wuth über die Leichenhügel ihrer Cammeraden — und doch vergeblich! — denn an diesem Tage solte der Zufall mehr als iemals über die Tapferkeit entscheiden. Gerade in dem Augenblick, als hie und da der daunischen Armee schon die Signale zum Abzug gegeben wurden, drang ein feindlicher Obrister mit sächsischer Cavallerie, in einige Lücken der preußischen Infanterie aufs neue, ohne Ordre ein. Gewöhnlich ist in solchen Fällen das Los der Fußgänger Tod oder Gefangenschaft; dißmal aber nahmen die preußischen Infanteristen iene sächsischen Reuter in geschlossene Vierecke und in diesen lebendigen Mauern muste Roß und Mann auf Leichenhügel zusammen stürzen. Niemand fand einen Ausweg, biß endlich den Reutern mehr Cavallerie zu Hülfe kam, welche nun die preußi-

schen

schen Infanteristen im Rücken und in der Fronte zugleich angriff und unter andern schönen Regimentern, auch Friedrichs Leibgarde, die aus tausend der schönsten Menschen bestund, niederhieben. Selbst die feindlichen Generale konten diese vortreflichen Männer nicht ohne mitleidiges Erstaunen, in Reihen und Gliedern auf dem Boden in ihrem Blute liegen sehen. Friedrichs unwilliger Zuruf: „Pursche, wollt ihr denn ewig leben!„ brachte zwar, da er sich selbst an ihre Spize stellte, nochmals einige Schwadronen zum Angriff, allein auch sie konten, ihres glücklichen Erfolgs ohnerachtet, nicht von andern unterstüzt werden. Nur General Hülsen hatte sich biß Abends 9 Uhr als Sieger gehalten, schon wolt er Victoria schiesen und die Cavallerie die ihn gedeckt hatte, absatteln lassen, als vom König die Nachricht kam, daß die Schlacht verlohren sey und auch er zu der Armee sich zurück ziehen solle. Der Feind, dem ein preußischer Rückzug in bewundernswürdiger Ordnung ein ganz neues Schauspiel war, machte gar keine Mine die Preußen dabei zu beunruhigen. Diese neue Art von Freude: über Preußen einen Sieg erfochten zu haben, war zu süsse, als daß man sich nicht mit ihr hätte genügen lassen sollen.

len. Friedrich, der in dieser Schlacht 8,000 Mann von seiner besten Infanterie, aber nur 16 Kanonen verlohren hatte, eilte nach Prag, wo er am 20sten Julius die Belagerung aufheben muste.

Bei keinem kriegerischen Unternehmen ist Friedrich mehr getadelt worden als bei diesem: warum, fragten seine Tadler, griff er den Daun so ganz zur Unzeit an? — Nicht doch! Man höre Friedrichs Erklärung hierüber in ihren wesentlichsten Puncten selbst. „Um Prag und das darin befindliche Heer zu erobern, war es unumgänglich nöthig, den Feldmarschall Daun aus dieser Gegend zu entfernen. Denn die Truppen, welche die Circumvallazion ausmachten, waren zwar vortheilhaft gestellt, um Ausfälle zurückzuschlagen; aber sie standen nur in einem Treffen, und konten nicht zugleich ihre Fronte und ihren Rücken vertheidigen. Ließ man sich um Prag einsperren, so muste es den Preußen an Unterhalt fehlen, indem bereits die Reuterei genöthigt war, das Futter 4 biß 5 Meilen weit zu holen. Diese Betrachtungen bestimmten den König, in Person zum Prinzen Bevern, der Daun beobachtete, zu stosen, und an Ort und Stelle zu beurtheilen, welcher Entschluß zu fassen

faßen seyn möchte.„ Hier sah er, daß um die Magazine zu sichern, aus welchen die Beobachtungsarmee ihr Brod erhielt; um die Blokade von Prag zu decken und um Daun zu hindern, daß er nicht ein Detaschement gegen diese abschickte, eine Schlacht unumgänglich nöthig sey. Gewann sie der König, so war Prag und ganz Böhmen samt dem Korps des Prinzen Carls in seiner Gewalt; so erhielt er ein völliges Uebergewicht über die Kaiserlichen; so bewilligten die Reichsfürsten, welche das an sie abgeschickte Maierische Korps schon wankend gemacht hatte, ihm die Neutralität; so kamen vielleicht auch seine entferntern Feinde, Frankreich, Schweden und Rußland auf etwas andere Gedanken. Konte ein bereits in 8 Feldschlachten siegreicher, nun aber durch zahllose Feinde bedroheter König, wohl ie dringendere Auffoderung zum Angriff haben als dieser, der keinen Tag, wegen der Truppen, die seine eignen Staaten zu überschwemmen sich anschickten, zu verliehren hatte? — Allein alle diese schönen Aussichten vereitelte ein unzeitiger Muth, den Friedrich beim Entwurf des Plans zur Schlacht, nicht mit in Anschlag zu bringen Ursach hatte. Der unglückliche Ausgang derselben bestrafte die Generale,

die hier wider Ordre handelten, und Friedrich erschien dabei in dieser Unglücksperiode in einer neuen bewundernswürdigen Gestalt, in der ihn die Welt bisher noch nicht gesehen hatte. Einen Abdruck davon enthält ein Brief, den er nach der Kolliner Schlacht an den Lord Marschall nach Neufschatel schrieb: „Die Kaiserlichen Grenadiers sind vortrefliche Leute — Ferdinand griff sie siebenmal an, aber vergebens. Die Oestreicher hatten den Vortheil einer zahlreichen und wohlbedienten Artillerie; ich aber hatte zu wenig Infanterie. Meine ganze Reuterei muste biß auf einen Angriff müßig stehen. Ich zitterte für meine würdigen Brüder; Sie sind zu kühn; Heinrich that Wunder. Das Glück, lieber Lord, flöst uns oft ein schädliches Vertrauen ein. Ein andermal beßer; es wand mir diesen Tag den Rücken zu. Ich hätte es vermuthen können. Es ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant; es erklärt sich für die Damen, die mit mir kriegen. Wie würde der große Friedrich Wilhelm nicht erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Rußen, Oestreichern, fast mit allen Deutschen und mit 100,000 Franzosen im Gemenge sehen sollte! Ich weiß nicht, ob es mir zur Schande gereichen wird, überwunden

zu seyn, aber das weiß ich, daß es keine Ehre seyn wird, mich überwunden zu haben.„ — Unpartheiische Männer behaupteten in der Folge, daß diese Schlacht durch Verrätherei sei verlohren worden; da aber der König selbst die Ursache dieses Verlustes nie in der Bosheit, sondern nur in dem unzeitigen Muth der Seinen, gefunden hat, warum sollen wir sie in iener suchen? —

Noch hatte Friedrich diß Unglück nicht verwunden, als ihn 10 Tage nach der Schlacht ein neues traf. Er verlohr am 28 Junius seine Mutter, die bei ihrer grosen Zärtlichkeit, ienes traurige Beispiel von der Ungewißheit menschlicher Entwürfe, das sie noch an ihrem Sohne durch diese Schlacht erlebte, wohl eben so tief gefühlt hatte, als izt Friedrich ihren Tod empfand. Von ihr schrieb er damals in einer seiner Episteln: „Als ich nur ungern, Mutter! deinem Arme (durch den Krieg) entrißen ward, wie nezte meine ahndungsvolle Seele da, in diesem Augenblick der Sorgen, mit Thränen deinen Abschiedskuß! Mein Herz, mein banges leicht erweichtes Herz verkündigte nur allzulaut die schreckenvolle Zukunft mir! — — Erhabne! die du mir Minerva warst, mehr als mein Le-

ben dank ich dir. Dein Beispiel lehrte mich, der Tugend deines Herzens nachzustreben! — Dein Grab sey mir ein heilger Ort, sey ewig meiner Ehrfurcht werth!. „Daß aber diese Werthschäzung nicht ein bloses schnell vorübergehendes poetisches Gefühl gewesen sey, beweiset die schöne Stelle, welche er am Abend seines Lebens in seiner Geschichte des 7iährigen Kriegs niedergeschrieben hat. Nur einiges: „Ich hatte diese Fürstin stets als eine zärtliche Mutter geehrt und geliebt; (er wolt auch nicht von ihr König, sondern nur Sohn genannt seyn,) ihre Tugenden und grosen Eigenschaften wurden von allen denen bewundert, die das Glück hatten sich ihr zu nähern. Ihr Tod veranlaßte keine Staats- oder Gewohnheitstrauer; aber ein allgemeines Wehklagen; die Grosen beseufzten den Verlust ihres gefälligen Umgangs, die Niedrigen ihrer Gutherzigkeit, die Armen vermißten ihre Zuflucht, die Unglücklichen ihre Hülfe, die Gelehrten ihre Beschüzerin, und iedes Glied ihrer Familie, welches das Glück hatte ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil seines Selbst verlohren zu haben, und fühlte durch den Schlag, welcher sie der Welt entriß, sich stärker als sie selbst getroffen.„ Ich fand nicht, daß Friedrich bei

irgend

irgend einem Gegenstande ie beredter war, als beim Andenken an seine Mutter. Wie sehr muß diese Wirkung seines Herzens in dem Urtheil der Nachwelt seinen moralischen Werth erhöhen!

So waren denn die so wahrscheinlichen glücklichen Folgen, welche sich Friedrich von der gewonnenen Prager Schlacht versprechen konte, durch die unglückliche Kolliner auf einmal vereitelt. Sein erlittenes Unglück wurde die Losung für die Franzosen, Rußen, Schweden und Reichstruppen, um von allen Seiten seine Länder anzufallen. Er war genöthigt, die äuserstenPreis zu geben, um mit seinen Truppen in der Mitte derselben agiren zu können. Damals schrieb er in einer Elegie: „o du, mein theures Volk, dem ieder meiner Wünsche lebt, o du, das zu beglücken, mir die Pflicht gebeut! Ich sehe von Gefahren dich umringt; dein thränenwerthes Loos durchdringt mich tief; dein Schicksal beugt mich nieder. Wie gern vergäß ich meines Ranges Glanz: doch, dir zu helfen, fliese ieder Tropfen, der meiner Adern Bau durchrinnt. Ja dir gehört diß Blut und mein gerührtes Herz bringt freudig seine Tage zum Opfer meinem Vaterlande dar!„ — Der Abzug der Preußen von Prag geschah mit klingen-

dem Spiele und mit unbeträchtlichem Verlust. Friedrich theilte seine Armee in zwei Korps, davon das eine sein Bruder, August Wilhelm, Prinz von Preußen und Vater des iezigen so geliebten Königs, in die Lausiz; und Friedrich selbst das andere, nach Pirna führte. Unterweges wurde der König hie und da von Nadasti und Laudon beunruhigt. Lezterer fiel unter andern auch den General Manstein an, der nach Sachsen eilte, um sich daselbst von seinen Wunden heilen zu laßen. Er hatte nur 200 Mann zur Bedeckung bei sich; diese brachten Laudons Panduren in Unordnung. Der verwundete General springt aus seinem Wagen, ergreift den Degen, vertheidigt sich als ein Verzweifelnder, schlägt die ihm angebotene Schonung seines Lebens aus, und bleibt tod auf dem Plaze. Friedrich schrieb von diesem raschen Krieger, daß er berühmt dadurch sey, „weil er die Schlacht bei Prag angefangen, und den Verlust der Kolliner verursacht habe.„ — Weniger glücklich war der Prinz von Preußen bei seinem Rückzuge, den Prinz Karl von Lothringen und Daun mit vereinigten Armeen Schritt vor Schritt verfolgten, und die auch durch die Wegnahme von Gabel, vor ihm auf die Anhöhen

von Zittau kamen. Der Prinz von Preußen besezte iedoch eine andere Anhöhe den Oestreichern gegenüber, konte aber doch nicht verhindern, daß nicht die, wegen ihrer schönen Manufacturen so blühende Stadt Zittau, die einige Bataillons Preußen innen hatten, durch Bomben und glühende Kugeln in wenig Stunden von den Kaiserlichen in Flammen gesezt und zu einem Aschenhaufen gemacht wurde. Die Preußen verlohren ihr Magazin in der Stadt und einige würdige Officiers. Der Prinz von Preußen war hierauf, wegen Mangel der Lebensmittel genöthigt, sich nach Bauzen zu ziehen, wo ihm der König mit seinem Korps entgegen eilte und das Kommando der Armee wieder selbst übernahm. Der Prinz erkrankte und sah sich genöthigt die Armee gänzlich zu verlaßen. Friedrich konte nie ganz gegen den Vorwurf gerechtfertigt werden, daß er diesem vortreflichem Bruder in zu kränkenden Vorwürfen das Unglück habe empfinden laßen, welches ihm bei seinem Zurückzug in die Lausiz begegnet war. Aus den Bedrängnißen, in denen sich damals Friedrich befand, als er seinem Bruder die härtesten Briefe schrieb, erkläret sich zwar die Möglichkeit solcher Vorwürfe, aber Friedrich ist dadurch

 noch

noch nicht entschuldigt daß er ihm zuviel kriegerische Fehler mit zu starken Ausdrücken aufrechnete. Nur die zärtliche Begegnung, mit der er diesem August Wilhelm kurz darauf in Leipzig wieder zuvor kam, kan uns in diesem Puncte einigermaßen mit ihm aussöhnen.

Friedrich suchte sich in der Lausiz durch eine Schlacht schnell aus seiner mißlichen Lage zu retten, weil er keine Zeit zu verliehren hatte; kont' aber, ohne die äuserste Kühnheit, nirgends zum Angriff kommen, sondern zog sich nach Sachsen zurück, um dem Andringen der Franzosen, und der Reichsarmee sich widersezen zu können. Dem General Winterfeld aber samt dem Prinzen von Bevern befahl er indessen, Schlesien zu decken. Allein Winterfeld hatte kurz darauf das Unglück, ohnweit Görliz in einem Gefechte mit dem Nadastischen Korps tödlich verwundet zu werden. Friedrich gestund bei dem Tode dieses Helden: daß er so bald keinen Winterfeld wieder bekommen würde; und ehrte nachmals sein Andenken durch eine Statue, die er ihm, wie dem Schwerin, zu Berlin sezen lies. Der Verlust dieses Feldherrn, mit dem der König in seiner kritischen Lage so viel verabredet, dem er viel vertrauet hatte, war

empfind-

empfindlich. Das Unglück drang auch, so bald diese Stüze gesunken war, so mächtig über den Prinzen von Bevern in Schlesien herein, daß er selbst sich nicht mehr erholen konte. — Doch! verlaß nun auf einige Minuten Schlesien und Sachsen, um zu sehen, wie indeß die Bundesgenossen des Königs sich betragen. Schon im Frühling hatte sich im nördlichen Deutschland eine verbündete Armee, aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, Gothaern, Bückeburgern, samt einigen tausend Preußen bei Bielefeld zusammengezogen. Der Herzog von Cumberland war der Anführer dieser 50,000 Mann; wurde aber bei Hastenbeck am 26 Jul. von dem französischen Heer, unter des Marschalls d' Etrees Anführung, ganz durch sein Verschulden, geschlagen. Die schon damals bewiesene Tapferkeit des izt regierenden Herzogs von Braunschweig, der mit dem Degen in der Hand eine schon eroberte Batterie dem Feinde wieder abnahm, und der muthvolle Angriff eines hannöverischen Obersten von Breitenbach, hatte die Schlacht so gut als gewonnen, wenn nicht Cumberland sich sehr übereilt nach Hameln zurückgezogen hätte. Breitenbach überbracht ihm am folgenden Tage seine errungenen Siegeszeichen

und nun weint Cumberland für Verzweiflung, daß er ein Schlachtfeld verlassen hatte, welches ihm niemand mehr hätte streitig machen können. Noch in diesem Monath muste, durch die Betriebsamkeit der Pompadour, der tapfere d'Etrees dem Herzog von Richelieu das Obercommando abtreten; nichts desto weniger zog sich Cumberland noch immer zurück und unterzeichnete sogar am 8 Sept. eine Konvenzion zu Kloster Zeven, wodurch die verbündete Armee ganz auser Thätigkeit und die französische Armee in den Stand gesezt wurde, ihre gesamte Macht gegen Preußen zu wenden. Der dänische Minister, Graf Lynar, maßte sich die Ehre, diese Konvenzion gestiftet zu haben, in einem Briefe an einen Grafen Reuß, beide Verwandte der Brüdergemeine, also an: „Es war der Gedanke, diesen Verein zu machen, Eingebung des Himmels. Der heilige Geist hat mir die Kraft verliehen, den Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun, wie ehemals Josua der Sonne. Gott der Allmächtige gebrauchte mich Unwürdigen dazu, daß dieses lutherische, dieses kostbare hannnöverische Blut nicht länger vergossen würde.„ Allein Friedrich war in Ansehung dieser Eingebung ganz anderer Meinung; denn iener Vergleich bracht

seine

seine Angelegenheiten in eine so große Verwirrung, in der sie sich bisher noch nie befunden hatten. Nunmehr waren nicht nur des Königs Länder in Westphalen den Franzosen Preiß gegeben, die auch schnell genug die preußischen Adler daselbst abrissen und die Einkünfte des Landes zogen; sondern sie hauseten auch bald nachher in andern oranischen Provinzen so, daß sie und die Cosaken miteinander in den Mißhandlungen der mitleidswürdigen Unterthanen zu wetteifern schienen. Sie plünderten; sie prügelten die Reichen; sie schändeten die Unschuld; sie hingen unter dem Titel: Spione, manchen braven Bauern auf und Richelieu selbst wurde, durch die Erpreßungen in den hannöverischen und preußischen Provinzen, wie Plutus reich. — Schon mit dem Anfang des Septembers war Friedrich mit Seidliz den Franzosen von Dresden biß Erfurt entgegen gegangen. Aus dieser Stadt veriagte er den französischen General Soubise, der gemeinschaftlich mit der Reichsarmee agirte. Von hier aus detaschirte er alsdann den großen General, Prinz Ferdinand von Braunschweig, Friede sey mit ihm an diesem Tage! — um Magdeburg gegen den Richelieu zu decken. Er bot ihm oft muthig, durch das

Bewußt-

Bewustseyn innerer Stärke, den Kampf an und der edle Deutsche behielt immer Vortheile über seinen französischen Gegner. — Durch verschiedene andere Detaschements, die der König seiner innern Staaten wegen, von Erfurth aus, machen muste, wurde sein Korps äuserst geschwächt; er wuste aber seine Schwäche so zu maskiren, daß weder die Spione noch Soubise solche argwöhnen konten. Wenige Tage nach der Einnahme von Erfurth iagte der König mit seinem General Seidliz die Franzosen aus Gotha, wo sie ihr unanständiges Betragen selbst auf dem dasigen Schlosse nicht gemäsigt hatten. Vergeblich suchte der Chef der Reichsarme, Prinz von Hildburghausen, die Preussen wieder von dannen zu treiben. Seidliz schlug ihn durch List zurück und mit ziemlichen Verlust der Feinde. Der Abzug der Franzosen aus der erwähnten Stadt ging, als die Preußen kamen, wirklich so in der Eile, daß sie, da es gerade um Essenszeit war, sogar die rauchenden Schüsseln, Pomade und Pudermäntel, Haarbeutel und Schlafröcke, Papageyen und Maitressen, Köche und Comödianten zurück lassen musten. Seidliz überlies das geniesbare seinen Husaren, den galanten Troß aber schickte er den flüchtigen Franzosen

wieder

wieder zu, welchen diese Dinge, die ein preußischer Soldat zum theil verabscheuete, grosentheis Bedürfnisse waren. Die Freude der Franzosen über diese Wiedererstattung war größer, als wenn sie eine zwote Hastenbecker Schlacht gewonnen hätten. Nur wurd ihnen dabei bange, es möchte der König in Preußen ihnen entrinnen, den sie noch in dieser Gegend aufzureiben gedachten. Und siehe da! auf einmahl zieht sich dieser von Erfurth gegen Naumburg. Hier erfuhr er, daß der feindliche General Haddik sich in seine Residenz Berlin mit 4000 Mann geschlichen und von ihr 200,000 Thaler Kriegssteuer am 16 Oct. gezogen habe. Die Summe war sehr mäsig; das Betragen der Feinde löblich, und ihr Aufenthalt nur 24 Stunden. Die königliche Familie hatte sich nach Spandau geflüchtet. Tröstend muste bei dieser Nachricht dem Könige der Patriotismus seyn, daß selbst die Bürger sich unter die Garnison der Stadt gemischt und solche eine zeitlang hatten vertheidigen helfen. So tief war Friedrich noch nie gefallen, er, der noch vor wenig Monathen die Kaiserstadt in bange Erwartung gesezt hatte. Und doch kennest du seine Unglücksfälle noch immer sehr einseitig. Komm, mein Sohn! mit

mir hinauf in das Königreich Preußen, wo seit dem Monat Junius des Jahrs 1757, der russische General Apraxin mit 100,000 Mann eingedrungen war; hier wirst du so viele Gegenstände des Mitleids finden, wie keine Nation, unter der einst Barbaren wütheten, sie ie aufzuweisen hatte. Erinnere dich, daß Lehwald gegen die Russen gestellt war. Der König hatte ihm freie Gewalt gegeben, weil Briefe, wegen der Entfernung ihrer beiderseitigen Standorte, zu oft vom Feinde würden aufgefangen worden seyn. Dieser Feldherr hatte aber nur 24,000 Mann. Mit diesen griff er iedoch, um Königsberg nicht den Russen aufopfern zu müssen, diese mächtigen Feinde am 30sten August bei Gros-Jägersdorf an und muste, so sehr sich auch lange der Sieg auf seine Seite zu neigen schien, gröstentheils durch einen Angriff des rußischen Generals Romanzow, und durch den Dampf von zwei brennenden Dörfern, die die Russen auf dem Kampfplaz angezündet hatten, — vom Schlachtfelde weichen. Doch hatten sich die Russen die Vortheile, welche ihnen dieser Sieg hätte bringen können, schon vor der Schlacht, unter andern Ursachen auch durch die Verheerung des Landes, vereitelt. Sie konten sich in einem

Lande

Lande voller Schutthaufen in die Länge nicht sättigen und eilten mit verwüstenden Schritten nach Pohlen. So froh Friedrich war, daß sein General die Russen, welche nur Memel besezt hielten, dißmal so leichten Kaufs ins Ausland brachte; so traurig war die Gestalt von Preussen. Die leichten Truppen der Russen, Cosaken, Kalmuken und Tartarn bezeichneten ieden ihrer Tritte mit Feuer und Tod. Kein Dorf, kein Flecken, den sie durchzogen, blieb unberaubt, keiner unangezündet. Sie hingen unschuldige Einwohner an Bäume, schnitten ihnen Nasen und Ohren ab, rißen ihnen Herz und Gedärme aus dem Leibe, hieben ihnen Beine ab, zerfleischten besonders die Prediger und Edelleute mit Kantschuhen, legten sie nackt auf glühende Kohlen und — doch lese einst selbst in gewissen patriotischen Briefen, alle die Arten von satanischen Qualen, womit sie damals iene verlassenen Bewohner gemartert haben. Dort wirst du finden, wie sie Eltern ihre Kinder entrissen und vor ihren Augen masakrirten; dort, wie sie Mädchen und Weiber biß zum Tode ihrer viehischen Wollust preiß gaben; dort wie sie die Wehrlosen mit Gewalt wieder in die brennenden Dörfer trieben, oder auch erst einen

Kreis schloßen, ehe sie eines derselben anzün-
deten; dort, wie allenthalben die Strasen voller
Leichname lagen, und wie sie selbst an Leich-
namen und Gräbern sich vergriffen. Hierdurch
war dem Könige das Herz verwundet; denn
man hatte nicht sowohl mit seiner Armee Krieg
geführt; sondern hatte seine unschuldigen Unter-
thanen durch Kalmücken peinigen lassen. Noch
nie war ein deutsches Heer solcher Bewohner an
der Caspischen See ansichtig geworden. Sie
sind Nomaden und haben weder Städte noch
Dörfer; ihre durchaus einander sich gleichende
Gesichter sind wegen ihrer kleinen und tieflie-
genden Augen, wegen ihrer breitgedruckten Na-
sen, wegen ihres grosen Mundes und ihrer Oh-
ren, welche leztere weit vom Kopf abstehen, ie-
dem, der solcher Menschenkinder noch nicht ge-
wohnt ist, an sich schon fürchterlich. Ihre Waf-
fen bestehen in Bogen und Pfeilen, ihre Klei-
dung in einem Schafpelz, ihre Religion in ab-
göttischem Aberglauben; also durchaus geschickt,
nicht sowohl ein disciplinirtes Heer zu unter-
stüzen, als vielmehr zu rauben und ienem da-
durch seinen nöthigen Unterhalt zu zernichten.
Für ihre in Preußen getriebene Grausamkeiten
wurden sie beim Abzuge zum Theil dadurch be-
straft,

straft, daß die Blattern unter ihnen eine starke Niederlage anrichteten. Diese Krankheit, welche sie bisher nicht gekannt hatten, machte, daß sie eiligst in ihr Vaterland zurückzogen und nur wenige Raubbegierige beim rußischen Heere biß zum folgenden Feldzuge blieben. — Nach dem Abzug der Rußen aus dem Königreich Preußen, den selbst die Partei des damaligen Grosfürsten in Rußland, aus Neigung für den König, mit soll begünstigt haben, schickte dieser den General Lehwald mit seinem Korps nach Pommern, um dort den 22000 Schweden Einhalt zu thun, die der ehrwürdige Greiß auch biß auf die Insel Rügen zurück trieb. Ueberhaupt spielten die tapfern Schweden bei diesem ganzen Kriege eine klägliche Rolle. Gerade der Reichsrath, der sich ganz von Frankreich gängeln lies: der den Schwager und die Schwester des Königs von Preußen so sehr in ihrem königlichen Ansehen beschränkte, und gegen Friedrich den Krieg begann; gerade dieser bindet auch selbst den schwedischen Generalen die Hände, daß sie nicht Vortheile benüzen dürfen, wie sie sich ihnen von Zeit zu Zeit darboten. Ueberhaupt hatte der Reichsrath nicht sowohl ein ausgerüstetes Heer, als nur Soldaten in Rei-

hen und Gliedern nach Pommern abgeschickt. Wie löblich ists, daß izt ienes Volk den alten Ruhm seiner kriegerischen Tugenden wieder eben so sehr zu erhöhen sucht, als er im 7iährigen Kriege gesunken war!

Wir verliesen den König bei Naumburg. Als er dort hörte, daß Soubise sich Leipzig nähere, so eilte er zu dieser Stadt, wo Prinz Moriz und Prinz Ferdinand wieder zu ihm stiesen. Kaum hatte Soubise vernommen, daß der König bei Leipzig sey, so ging er über die Sale zurück, verbrannte die Brücken und bezog ein Lager bei Müchеln. Friedrich lies wieder in der Geschwindigkeit Brücken bauen und paßirte mit seiner Armee in verschiednen Abtheilungen die Sale bei Weisenfels und Merseburg; Feldmarschall Keith aber bei Halle. Alle nahmen ihre Richtung gegen das Dorf Roßbach, eine Meile von Lüzen. Hier verführte Friedrich die Franzosen und Reichsarmee, durch einen verstellten Rückzug, bei dem sie des grosen Königs tapfere Schaaren, durch Trommel und Pfeifer-Gelärm, verspotteten. Der preußische Monarch sezte diesem französischen Muthwillen deutsche Kaltblütigkeit entgegen, und begnügte sich, seinen Feind aus einer Anhöhe, wo er zu veste stund,

dahin

dahin zu locken, wo er ihn haben muste, wenn er nicht, wie bei Kollin Anhöhen bestürmen wollte, dazu er nun nicht mehr Leute genug übrig hatte. — Friedrich griff an — und schlug; da lief die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen; auser 7,000 Gefangenen, die die Preußen machten, und 3000 Toden und Verwundeten. Diese und die erbeuteten 63 Kanonen, 15 Standarten, 7 Fahnen und 1 Paar Pauken sind hinlänglicher Beweiß, daß sich Preussen auch zur Zeit der grösten Noth nicht wohl ungerochen spotten lassen. Der Gewinn war schön für einen Sieger, der nur mit 7 Bataillonen und nur anderthalbe Stunden hatte fechten dürfen. Doch! da du einst viel über diese seltsame Schlacht, die am 5 Nov. geliefert wurde, wirst reden und spötteln hören; so muß ich dir einige Nachricht vom Manöver selbst geben.

Die vereinigte Reichs- und Französische Armee glaubte nur eine furchtsame und schon so gut als flüchtig gewordene preußische Wachparade eiligst in Empfang nehmen zu dürfen. Schon zog sich Soubise über Weisenfels gegen Merseburg, als des Königs Truppen noch ihr Mittagsmahl in ihrem Lager bereiteten. Diesen Mangel an Gegenanstalten hielten die Franzo-

sen für eine Wirkung stumpfer Verzweiflung, die auf jede Vertheidigung Verzicht thut. Um 2 Uhr erst lies der König auf der Höhe, die nach Roßbach lauft, sein Volk, deßen Geschwindigkeit im Manöver er bereits oft genug erprobt hatte, aufmarschiren und Seidliz, der sich durch Gründe heimlich an die Franzosen geschlichen hatte, brach wie ein Donnerwetter auf den siegbetäubten Feind, der gar keinen, geschweige einen solchen Widerstand erwartet hatte, und warf — es war bisher noch nie erhört — mit leichten Husaren sogar die schwere Cavallerie. Friedrich hatte auf der erwähnten Anhöhe eine Batterie errichten laßen, die, ehe noch das regelmäsige Musketen-Feuer der Infanterie anfangen konte, die Franzosen biß zum Entsezen beängstigte. Endlich bekamen sie gar das preußische Grenadierfeuer in die Seiten; einer drang aus Furcht vor diesen Salven zurück auf den andern; aus diesem Drängen erwuchs eine dichte Maße von Infanterie, in welche Friedrich seine Reuterei einhauen lies. Diese sprengte nach einer kurzen Anstrengung die beiden feindlichen Heere in eben so verschiedene Gegenden der Welt auseinander, aus welchen sie waren zusammen gesezt worden. Nur einige

östrei-

östreichische Cavallerie-Regimenter retteten noch die Ehre dieses Tages mit ihrer fast gänzlichen Zernichtung; und die Schweizer stunden so lange, biß Soubise sie abrufte. Tausend andere aber warfen sogar alles Gewehr von sich, um desto leichter in ihre Heimath eilen zu können. — Diese starke Explosion geschah Abends um 6 Uhr, wo es schon sehr dunkel war. Während des Gefechts selbst, wo es Friedrich größtentheils mit Franzosen zu thun hatte, blieben 10 Bataillone seiner Truppen auf dem rechten Flügel mit geschultertem Gewehr stehen, ohne daß sie nöthig hatten, einen Schuß zu thun. Eine solche Ruhe war ihnen noch bei keiner Schlacht zu Theil geworden; Prinz Ferdinand stund an ihrer Spize und war so glücklich, die ihm entgegengestellten Reichstruppen schon mit einigen Canonenschüßen zu verjagen.

Seidliz und Prinz Heinrich wurden, so wohlfeil auch die Preußen den Sieg erkauften, bei der Schlacht verwundet. Erst am folgenden Morgen konte der König den Flüchtigen mit Nachdruck in die Gegenden nachsezen laßen, wo Spur von ihnen aufzufinden war. Sie hatten allenthalben hinter sich die Brücken abgebrochen und dennoch wurden viele eingeholt

 und

und oft in ihrem Schlafe, den sie nach soviel Strapazen nöthig gehabt hätten, gestöhrt. Selbst die thüringischen Bauern lieferten den Preußen französische Flüchtlinge, weil sich diese vorhin so schändlich an ihren Kirchen vergriffen hatten. Der König schrieb davon an d'Argens: „ihre Franzosen haben Grausamkeiten verübt, die der Panduren würdig sind; es sind abscheuliche Plünderer. Die Schlacht war sehr glücklich; (22,000 Mann schlugen 50,000) wir haben 8 französische Generale und 260 Offiziere zu Gefangenen gemacht. Unser Verlust besteht in einem Obersten und 2 andern Offizieren, in 67 Soldaten und 223 Verwundeten. — Ich habe eine entsezliche Menge Verse gemacht, die, wenn ich lebe, Sie sehen und wenn ich sterbe, gar erben sollen. Leben Sie wohl, liebenswürdiger Faulenzer; vermuthlich liegen Sie im Bette, wachsen Sie nicht darinnen an, damit Sie mich in den Winterquartiren besuchen können — wo? weiß ich selbst noch nicht.„ — — Viele Rotten der Geschlagenen liefen biß an den Rhein und Main, ehe sie sich wieder umsahen, ob nicht Preußen hinter ihnen wären. — Bei einer gelieferten Schlacht lachen, verräth, mein Sohn! gewöhnlich sehr wenig Menschengefühl; allein

bei

bei der Schlacht zu Roßbach kamen der lächerlichen Gegenstände so viele mit vor, daß auch die unbefangensten Leser ihrer Geschichte so wenig, als die Theilnehmer an dem Treffen selbst, sich bisher des Lächelns erwehren konten. Ist es nicht lächerlich zu lesen, daß die preußischen Husaren unter andern auch eine Menge französischer Ludwigs-Kreuze erbeutet und solche zum Staat in die Knopflöcher ihrer Pelze als Ordenszeichen geknüpft hatten? Friedrich aber erbeutete besonders die Herzen der Franzosen selbst; denn er bewies sich so mitleidsvoll gegen die Gefangenen und Verwundeten, daß sie ihn laut für den Unüberwindlichen in der Welt erklärten. Den beiden geschlagenen Anführern der französischen und Reichsarmee, dem Soubise und Prinzen von Hildburghausen, blieb bei ihrem Unglück auch nicht einmal das theilnehmende Mitleid der Nationen zum Troste, welches doch selten einem Feldherrn pflegt entzogen zu werden, der, wenn er auch unter seinem widrigen Geschick erliegen muß, doch erst nach der Anstrengung seiner äusersten Kräfte, erliegt.

Durch diesen Sieg bei Roßbach hatte sich Friedrich in den Stand gesezt, daß er nun mit mehr Sicherheit nach Schlesien gehen und dort

 weit

weit größere Gefahren bekämpfen konte, denen der Prinz von Bevern mit 25,000 Mann, die Schlesien decken solten, nicht schien gewachsen zu seyn. Schon wurde der König mit dem Verlust dieser Provinz bedrohet, als er ihr am 12. Nov. von Leipzig aus mit seinem siegreichen Korps zu Hülfe eilte. Der Feldmarschall Keith must ihm den Marsch durch die Lausiz dadurch erleichtern, daß er bei Leutmeriz in Böhmen eindrang. Noch unterweges erfuhr Friedrich, daß die Vestung Schweidniz, die er zunächst zu entsezen eilte, mit 10 Schwadronen Husaren und 10 Infanteriebataillonen, an den General Nadasti, der sie hatte bestürmen lassen, übergegangen sey. Der Schlag war hart; denn der König verlohr in dieser Vestung zugleich, nicht nur eine beträchtliche Summe Geldes und viel Kriegsvorräthe, sondern Nadasti konte sich auch nach dieser Eroberung mit dem Herzog von Lothringen und Daun vereinigen, wodurch die Preußen auch bei Breslau zu Grunde gerichtet wurden. Der Prinz von Bevern hatte sich hier gelagert, und, nach des Königs Beurtheilung, nicht die weisesten Maasregeln genommen. Er wurde am 22 Nov. des Morgens um 9 Uhr angegriffen und in seinem Lager mit einer schweren Artillerie

beschos-

beschossen, die die Oestreicher zum Theil aus Schweidniz genommen hatten. Das Gefechte wurde schrecklich; 25,000 Preußen musten es mit 80,000 Oestreichern aufnehmen; Reduten wurden wechselsweise erobert und wieder erobert und 60 Kanonen der Oestreicher wütheten verheerend in die preußische Reuterei, die in einem Moraste agiren muste. Ziethen und Prinz Ferdinand, des Königs Bruder, thaten Wunder der Tapferkeit; allein die siegreichen Angriffe dieser Helden waren doch nicht hinlänglich, den Sieg für das ganze Korps zu behaupten; die einbrechende Nacht endigte das Treffen, entschied aber noch nicht das Schicksal des Tages; erst in der spaten Nacht zog sich der Prinz von Bevern, aus Besorglichkeit wegen eines neuen Angrifs, vom Schlachtfeld durch die Stadt, über die Oder zurück und verlohr 8000 Krieger und 80 Kanonen. Das Geständniß der Oestreicher: daß dieser hizige Tag 18,000 Mann ihrer Truppen dem Dienst entzogen habe, verherrlicht die Tapferkeit der Preußen, die auch dißmal des vollkommensten Siegs würdig gewesen wäre. Schon in der Nacht nach diesem Rückzuge vollzog das Unglück seinen lezten Streich am Prinzen von Bevern; er lies sich, da er in Beglei-

tung eines einzigen Reitknechts, beim Mondenschein, zum Recognosciren ausgeritten war, von einer Kroaten-Vorpost gefangen nehmen. Vielleicht hielt er in seiner damaligen Lage, ieden andern Zustand erträglicher, als den eines commandirenden Generals, der bereits geschlagen war, und einem erzürntem Könige verantwortlich blieb. Nach dem gewöhnlichen Schicksale der meisten Feldherren ist auch dieser nur nach dem unglücklichen Erfolg seiner Unternehmungen beurtheilt worden. Im allgemeinen ist diß der Ersaz, daß man auch häufig Thaten auf die Rechnung ihrer Klugheit schreibt, welche blose Folgen des Zufalls oder des Glücks sind. — Mit dem Prinzen von Bevern ging auch Breslau verlohren, welches General Lestewiz, gegen einen freien Abzug, aber etwas frühzeitig den Oestreichern übergab. Friedrich strafte diesen sonst so tapfern General mit Vestungsarrest. Der Gedanke: Schlesien ist nun für Preußen auf immer verlohren! bewürkte, daß viele Hohe und Niedere dieses Landes sogleich willig und demüthig dem Sieger entgegen krochen; diese Vorstellung war in der damaligen Lage des Königs gegründet; beraubt des Landes und seiner Vestungen, der Kriegsbedürfnisse und der streitbaren Männer,

konnt er nur ein kleines Korps, das zwar in Schlachten geübt, aber nun durch Märsche ermüdet war, dem gegen 100,000 Mann starken östreichischen Heere entgegen stellen. Im Hauptquartiere des leztern nannte man auch das preussische Korps nur: die Berliner Wachparade. Ohnerachtet Friedrich alle diese widrige Nachrichten auf einmal, während seines Marsches nach Schlesien, erhielt; so lies er drum den Muth nicht sinken, sondern eilte, nach einem Marsch von 22 Tagen, den er aus Sachsen biß Leuthen gemacht hatte, den Feind da, wo er ihn finden würde, „und wenn er sich auch auf die Thürme von Breslau postirt hätte„ anzugreifen. Bei Leuthen traf er ihn in einer Lage, wie sich der König solche wünschen konte. Schon vorher hatte dieser gesorgt, daß aus dem Bevernschen Korps, welches bereits zu ihm gestossen war, die bisherige Niedergeschlagenheit verscheucht wurde; die Cammeraden, welche bei Roßbach gesiegt und seit ihrem Siege doppelte Löhnung erhalten hatten, musten ihnen frölich zusprechen; musten sie an Preußens Ehre und Tapferkeit erinnern und was dieser Zuspruch nicht vermochte, vermochte der von Stund an unter sie vertheilte Wein und andere Lebensmit-

tel; doch! mehr als alles, die herzlichen Unterredungen des Königs selbst, in die er sich mit diesen bisherigen und künftigen Theilnehmern seiner Gefahren vielfältig einlies. Noch am Tage vor der Schlacht aber versammelte er seine Staabsofficiere, deren einige im Diensteifer etwas läßig zu werden geschienen hatten, und erklärte sich ihnen auf folgende Art: „Morgen, meine Herren! morgen werden wir schlagen, und von dem Ausgang dieses Treffens hängt das Schicksal von Schlesien ab — Ich erwarte von ihnen, daß ieder mit dem vesten Vorsaz, zu siegen oder zu sterben, in die Schlacht gehen und seinen Untergebenen das Beispiel des standhaftesten Muths geben werde — Wer sich von Ihnen fürchtet, und nicht Leib und Leben fürs Vaterland aufopfern will, der trete vor, damit seine Zaghaftigkeit nicht auch andere ansteke; er kan gewiß seyn, daß ich ihm seinen Abschied ohne Vorwurf geben werde.„ Bei diesen Ausdrücken gingen dem braven General Roth, der wirklich in dieser Schlacht blieb, die Augen über; Friedrich sah es und umarmte ihn mit den Worten: „mein lieber Roth, das hat Euch nicht gelten sollen„ — und alle glüheten hohen Muth! Diß gefiel dem Monarchen und er sezte noch

hinzu:

hinzu: „in der Schlacht werd ich ieden dieser Tapfern bemerken, werde deßwegen bald auf diesem bald auf ienem Flügel anwesend seyn, werde zu seiner Zeit iedem reichlich mit Ehre lohnen und nie einem seiner treugeleisteten Thaten vergessen! Wer sich aber schlecht hält, diß war der Schluß, der hüte sich nur, mir ie wieder unter die Augen zu treten.„

Mit dem bevestigtem Entschluße, zu siegen oder zu sterben, folgten hierauf die treuen Preußen ihrem Könige, der sie am 5ten Dezember, gerade 4 Wochen nach dem Siege bei Roßbach, noch vor Anbruch des Tages, in Bewegung sezte. Des Königs Plan bei der Schlacht war dieser, das schwerste Stück Arbeit zuerst zu vollenden und sich eines vom Feinde besezten Hügels zu bemächtigen. In dieser Absicht lies er seine ganze Armee gegen die linke Seite der Kaiserlichen rücken; lies seinen rechten Flügel mit größtem Nachdruck agiren und verweigerte dem Feinde den linken, um nicht in die nämliche Lage wie bei Kollin zu kommen. Dabei wurden solche teuschende Bewegungen gemacht, daß Daun dem Herzog von Lothringen sagte: „die Preußen ziehen ab, wir wollen sie nicht hindern.„ Stellungen und Evolutionen, die Friedrich

drich der Lectüre griechischer und römischer Schriftsteller zu verdanken hatte, ersezten hier das, was ihm an Truppen abging und der Held selbst hatte bei solchen, nach den Schlachtordnungen der Alten eingerichteten Manövers die schönste Gelegenheit, sein hohes Kriegstalent im vollem Glanze zu zeigen. Vermöge dieser künstlichen Stellungen und Wendungen, die nur geübte preußische Truppen bisher mit der gehörigen Ordnung und Geschwindigkeit ausführen konten, bracht er immer plözlich eine starke Macht auf einen kleinen Punct zusammen, wo er sie nöthig hatte. So schlug er den linken Flügel der Feinde und schlug mit Geschwindigkeit auch alle die frischen Regimenter wieder, die zur Unterstüzung der alten avanciren solten; eines wurde auf das andere gedrängt, biß die Unordnung allgemeiner ward und viele gar nicht zum Schuß kommen konten. Beim Angriff dieses Flügels sagte der König: „Kinder! hier sind die Würtemberger, die werden uns zuerst Plaz machen,„ weil sie nemlich mit Widerwillen gegen die Preußen dienen musten. Seine Weisagung traf ein; denn die Ziethenschen Husaren brachen wie Wölfe unter diese und unter die Baiern, und warfen sie, samt Nadasti, über

den Haufen. Am stärksten wurde das Blutbat beim Dorfe Leuthen, wo die Oestreicher eine Stunde lang aus den Bauernhöfen und aus dem Gottesacker, sich mit Heldenmuthe vertheidigten. Friedrich trieb sie endlich mit seiner Infanterie aus demselbigen und General Wedel, der diese Schlacht schon vorhin tapfer angefangen hatte, vollendete auch den Sieg, indem er durch ein geschicktes Manöver dem Feinde in die Seite und in den Rücken fiel. Der König verfolgte die Flüchtigen noch in der Nacht biß Lißa, wo er um 8 Uhr ankam: Ziethen und Fouqet aber trieben die Oestreicher ohne sie wieder zu Athem kommen zu lassen, bis nach Böhmen. So hatte sich denn Friedrich mit 33,000 Mann gegen 90,000 abermals Wege gebahnt, auf denen er sich wieder zum Herrn von Schlesien machen konte. Die schöne östreichische Armee war zersprengt, hatte 23,500 Mann an Gefangenen und Toden, 307 Officiers, 134 Canonen, 59 Fahnen und den grösten Theil ihres Gepäcks verlohren; dem Könige aber kostete seiner vortheilhaften Stellungen wegen, der Sieg kaum 3660 Mann. So glücklich hatte hier Tactik und Begeisterung über die Menge und Tapferkeit der Feinde gesiegt, die nur die lan-

ge

ge Winternacht gegen den gänzlichen Ruin zu schüzen vermochte; so nachdrücklich hatte sich die kleine Armee wegen des Spotts gerochen, dem sie noch kurz vor der Schlacht ausgesezt war. Noch in Lißa gestund Friedrich, daß er den Feinden ihre vorhin gesagten Sottisen gern verzeihe, um der hier wirklich gemachten willen. Nicht wie ein geiziger oder rachsüchtiger Erobe- rer, deßen Gefühle für das Leben und die Glück- seeligkeit anderer durch eine Menge barbarischer Handlungen bereits erstickt sind, besah Friedrich am folgenden Tage das Schlachtfeld. Hier ruf- te beim Anblick der vielen Toden und Verstüm- melten, der Sieger mit gerührter Seele aus: „wenn werden doch einmal meine Quaalen sich enden!„ — Noch war ihr Ende ferne, und ihr Schreckliches schien sich mit dem Fortrücken der Zeit zu vermehren.

Unmittelbar nach diesem Siege (am 7 Dez.) belagerte der König Breslau, welches so nach- drücklich beschossen wurde, daß ein in die Luft gesprengtes Pulvermagazin, durch eine im Wall verursachte Oeffnung, die Anstalt zum Sturm beförderte. Der Kriegsrath der Belagerten rieth noch vorher zur Uebergabe, und nur der östrei- chische General Beck, welcher mit anwesend war,

zeigte

zeigte durch ein Fenster auf die Galgen, welche vorher schon in der Stadt für diejenigen errichtet worden waren, die von einer Capitulation reden würden. Allein er wurde überstimmt, und es kam wirklich zur Capitulation. Durch dieselbe verlohr Oestreich, auser denen in der Stadt befindlichen Vorräthen an Geld und Proviant, 13 Generale, 686 Officiere und 17,635 Gemeine; diese zogen nemlich am 21 Dez. mit klingendem Spiel durch das eine Thor der Stadt hinaus, streckten vor dem Könige das Gewehr und kehrten dann durch ein anderes Thor als Gefangene wieder in dieselbe zurük. Die feindliche Armee hatte also auf diesem Zuge nach Schlesien, 41,447 Mann verlohren und muste beinahe ohne alle Fahnen, ohne Lebensmittel und von der Kälte erstarret, über die böhmischen Gebürge sich zurückziehen. Mit diesem Rückzuge ging nun die gröste aller Wahrscheinlichkeiten des Wiener Hofes wieder auf geraume Zeit verlohren, Schlesien dem preußischen Zepter wieder zu entziehen.

Friedrich lies seine braven Krieger endlich am 6 Jenner 1758 die Winterquartiere beziehen, nachdem er noch vorher durch den General Driesen die Stadt Liegniz wieder erhalten und

Schweidniz durch Reuterey hatte einschliesen lassen. Der Monarch blieb in Breslau, wo seine Gegenwart am nöthigsten war. Von hier aus schrieb er an die Kaiserin Maria Theresia einen Brief, der seine Neigung zum Frieden stark verrieth. Nachdem er darinnen des bisherigen Glücks seiner Waffen und seiner künftigen Unternehmungen erwähnt hatte, fuhr er also fort: „überlegen Sie diß, meine Cousine! und lernen Sie einsehen, daß Sie ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an der Vergiesung so vielen Bluts Ursache sind, und daß Sie den nicht überwinden werden, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen sich ganz Europa hätte furchtbar machen können. — Sollte es aber noch um mich selbst gethan seyn, so bin ich gerechtfertiget, weil ich einen Mitkurfürsten (Hannover) von der Unterdrückung habe retten wollen; weil ich zur Vergrößerung des Hauses Burbon nichts beigetragen, und weil ich zweien Kaiserinnen und dreien Königen widerstehen müssen.„

So war denn das blutigste Jahr, dergleichen die Geschichte weder vor noch nachher aufzuweisen hat, vorüber. So manches Tausend der besten Männer, die Europa noch vor Kurzem

zem auf den Beinen hatte, lag auf den Schlachtfeldern weit umher verscharret; mit ihnen waren gefallen die Helden Brown, Schwerin und Winterfeld. Ein Glück war es für die leidende Menschheit, daß iüngere menschenfreundliche Helden, die Prinzen von Preußen, der Erbprinz von Braunschweig und Laudon, noch in diesem Jahre anfingen mit ihren hohen Kriegstalenten ienen Verlust zu ersezen, und daß berühmte Befehlshaber, dergleichen die Seidliz, Keith, Fouquet, Bevern, Etrees, Broglio, Haddik, Romanzow, Wunsch, Nadasti, Ziethen, Prinz Ferdinand von Braunschweig, Werner und andere bei den verschiedenen Heeren waren, sich ihre bleibende Lorbeern mit möglichster Schonung der Besiegten errangen. Friedrich selbst aber hatte Thaten gethan, dergleichen nie von den Heeren Europens ie gerühmt werden konten. Er hatte mit wenigen Truppen, durch seine persönliche Gegenwart und durch seinen Geist die Unternehmungen einer halben Million Feinde vereitelt, seine überfallenen Länder entsezt und dabei von dem grösten Theil der gesitteten Menschheit das rührende Geständnis erhalten, nur für sein Vaterland und für die Ehre seiner Krone gekämpft zu haben.

Seinen damaligen Zustand schilderte er am Schluß dieses Jahrs in einer Epistel an seine standhafte Schwester zu Bayreuth, überaus rührend und lebhaft. „Nun, heist es, nun theure Schwester, athm' ich endlich wieder, und athme nur für Dich: das Schicksal ist von seinem Zorn ermüdet, Fortuna lächelte mich an. Die stolzen Feinde beneiden mein Geschick; sie sind in Lißa's Feldern nun zerstreut; verschwunden ist ihr trunknes Traumbild von Triumph; sie gehn nach Böhmens Bergen hin, um ihres Mißmuths zu vergessen. — Hätt' ich Apellens Pinsel, ich malte dann Dein treues Herz, die Vestigkeit, die Gluth, womit Du, ewigtheure Schwester, mein grausames Geschick danieder schlugst! — Vergleicht mit diesem Muster euch, Ihr Alle, die Ihr nie, zu eurem Unglück, fühlet, ob euch ein Herz im Busen schlägt.„

Mit Vergnügen bemerke ich, wie auch dein theilnehmendes Herz, mein Sohn! nach den künftigen kriegerischen Schicksalen unsers Helden forschet. Allein wenn Deutlichkeit in dem Verfolg unserer Erzehlung seyn soll, so must du erst noch einiges aus dem Herbst des verflossenen Jahrs, und aus dem Anfang des gegenwärtigen (1758) bemerken.

Es war unstreitig eine der glücklichsten Eräugnisse für Friedrich, daß noch im vorigen Herbst, der beste Kopf in England, der Abgott der Nation, Pitt, ins englische Ministerium kam. Als ein Mann vom erhabensten Geiste, trachtete er nicht nur den Verein zu Kloster Zeven, als einen Schandfleck der Nation zu zernichten; sondern bracht auch seinen König so weit, daß sich dieser vom Könige von Preußen den Prinzen Ferdinand von Braunschweig zum Anführer der verbündeten Armee ausbat und die Truppen in Deutschland mit einem Korps Engländer vermehrte, welche im J. 1758 wirklich zu ienen stiesen. Doch! diß war bei weitem noch nicht alles, was Pitt that. Der Zauber seiner Beredsamkeit, geschäftig in durchdachten weitumfaßenden Planen, bewirkte auch für den König von Preußen, bei der englischen Nation, die ohnehin von seinen Thaten, wie die Vorwelt von den Thaten des Herkules, sprach, iährlich 4 Millionen Thaler als Subsidien. So sehr auch dergleichen Hülfs-Gelder bisher der Denkart Friedrichs zuwider waren, so sehr drangen doch seine Ministers, seit der Schlacht bei Collin in ihn, daß er sich endlich entschliesen muste, sie anzunehmen. Aus diesen 4 Millionen sollen die Münzer iährlich 10

Millionen zu prägen verstanden und dadurch des Königs Armee immer geldreich erhalten haben. — Pitt gab sich auch Mühe, der Kaiserin von Rußland die Vorurtheile durch den dahin abgeschickten Ritter Keith benehmen zu lassen, welche man ihr gegen den König von Preußen beigebracht hatte; allein seine Versuche nahmen hier, wie auch in Schweden, einen unglücklichen Ausgang. Die Ministers der mit der Kaiserin verbundenen Mächte waren zu wachsam, als daß eine andere Stimme sich ihrem Throne hätte nähern können. Selbst Bestuschef wurde von ienen gestürzt, weil er, durch die Rathschläge des in geheim preußisch gesinnten Grosfürsten und der Großfürstin ermuntert, der in Preußen gestandenen Armee Instruction ertheilt habe, die Schonung für dieses Land empfohlen hätten. Wie doch Untreue immer ihren eigenen Herrn schlägt! —

Die rußische Kaiserin Elisabeth nahm in diesem Winter wirklich gewaltsamere Maasregeln und Frankreich verdoppelte seine Bemühungen bei Schweden und Oestreich, um diese Mächte zur standhaften Fortsezung des Kriegs zu vermögen; weil auserdem Frankreich zu sehr von der Macht der Engländer in die Enge getrieben wurde. — Um diese Zeit war es auch, als

Graf

Graf Kauniz den König benachrichtigte, daß zwei Neapolitaner und ein Mailänder sich gegen sein Leben verschworen hätten; allein Friedrich gab die entschloßene Antwort, daß er Dolche nicht zu fürchten pflege, wohl aber manche Schriften seiner Feinde, darinnen seines guten Nahmens so wenig geschont würde.

Der Patriot muß es bedauern, daß damals die friedlichen Gedanken der vortreflichen Maria Theresia, durch das Interesse einer auswärtigen Macht, schon in ihrer Geburt wieder erstickt wurden! — Jeder der kriegführenden Theile benuzte indessen den Winter zur Wiederherstellung seiner verlohrnen Kräfte. Die Summe der Menschen, welche der Krieg gekostet hatte, war groß; allein noch weit größer waren die Verheerungen, welche die ansteckenden Krankheiten, diese gewöhnlichen Begleiter der Kriege, in den Spitälern machten. Da bei der heftigen Kälte, in der die Soldaten noch im freien Felde aushalten musten, und bei ihrer leichten Kleidung, oft die Ausdünstungen verhindert und durch schlechte Nahrungsmittel häufig Indigestion verursacht wurde; so bewirkte diß eine Art hiziger Fiber, die mit allen Anzeichen der Pest begleitet waren. Die Kranken fielen am ersten Tage

der Krankheit in Wahnwiz, bekamen Beulen am Halse oder unter den Achseln und in drei Tagen waren sie zuverläßig vom Tode weggeraft. Diese Verheerung ging fort, biß man ihr endlich durch ein Brechmittel, das man dem Patienten in Wasser aufgelöset zu trinken gab, glücklich Einhalt gethan hatte. So leicht nun auch Friedrich den Abgang dieser Mannschaft durch Werbungen und Aushebungen aus seinen und aus sächsischen Provinzen ersezen konte, so schwer war es doch aus diesen steifen, das Kriegshandwerk verabscheuenden Bauern-Söhnen, wahre Soldaten zu ziehen. Schnell ist ein Heer vollzählig gemacht; aber langsam wird es das disciplinirte, auf das sich ein Feldherr bei mißlichen Auftritten allein sicher verlassen kan, wie sich Friedrich bisher so oft darauf verlassen muste.

(1758) Nach dem Wunsche des Königs von England, war bereits gegen das Ende des vorigen Jahres Prinz Ferdinand von Braunschweig, dessen Ruhm schon damals ganz Europa erfüllete, an des Herzogs von Kumberland Stelle abgegangen. So nöthig auch die Preußen diesen großen Feldherrn bei sich selbst gehabt hätten, so große Dienste kont er doch auch dem Könige dadurch erweisen, wenn er die verbündete Armee

mee wieder hob und mit 30,000 Hannoveranern, 80,000 Franzosen aus Niedersachsen und Westphalen trieb. Diß war eigentlich das große Geschäfte, dessen sich Ferdinand in diesem von ihm sehr frühe eröffneten Feldzuge unterziehen muste. Die glücklichen Thaten dieses Helden hatten einen so wichtigen Einfluß in die Schicksale des Königs, daß ich ihrer hier, wenigstens im Allgemeinen, erwähnen muß. — Sein Gegner bei diesem Feldzuge war der Graf Clermont, dem die allgewaltige Maitreße Ludwigs XV, Madame Pompadour, zur Belohnung für seine Hoftalente, das Obercommando bei der französischen Armee, an des Richelieu Stelle übertragen hatte. Richelieu, der sich bereits durch schreckliche Erpreßungen bereichert hatte, die seinen und d'Argenson's Nahmen besonders im Halberstädtischen, wo ihre Foderungen immer nur Geld und Korn, und ihre Drohungen Feuer und Galgen waren, so verhaßt gemacht haben, trat an Clermont das Obercommando um so lieber ab, ie mißlicher seine kriegerische Lage nach den preußischen Siegen geworden war. Dieser Prälat, denn wohl gemerkt, er war ein Benedictiner-Abt, erschien ganz unerfahren in der Kriegskunst, bei einer Armee, die, wie er

sehr sonderbar an seinen König berichtete, sich theils in Spitälern, theils unter der Erde befände, theils aber aus Dieben und Marodeurs, in Lumpen gehüllet, zusammengesezt wäre; allein er schien nur gekommen zu seyn, um sich von den beiden braunschweigischen Prinzen schlagen und iagen zu lassen. Denn mit dem glücklichsten Erfolg unterstüzte der iezt regierende Herzog von Braunschweig, ein Herr, dem die Nachwelt unstreitig, unter der kleinen Reihe wahrhaft großer Fürsten, einen der ersten Pläze zugestehen wird, die Pläne seines großen Onkels. Mit vereinigten Kräften reinigten beide in wenig Tagen die Städte Braunschweig, Zelle, Wolfenbüttel und Hannover von den Franzosen, die endlich, biß auf 30,000 Mann geschwächt, und mit Verlust ihrer Magazine, sich schon im Ausgang des Merzes, bei Wesel, über den Rhein zurückziehen musten. Während dieser kurzen, aber höchst mühseeligen Unternehmung, hatte die verbündete Armee 11,000 Franzosen gefangen bekommen.

Diese Thaten, die ihren eigenen Geschichtschreiber verdienen, geschahen in Wintermonaten, wo noch alle im Krieg verwickelte Heere in ihren Winterquartieren lagen. Wie das aufge-

scheuchte Wild wurden die lustigen Franzosen über Schnee und Eis in beschneiete Wälder und dann wieder über Sümpfe und Ströme getrieben und würden in ihrer ersten Betäubung, Gott weiß, wie weit noch getrieben worden seyn, wenn nicht Herzog Ferdinand seinen braven Truppen etliche Wochen zu ihrer Erholung hätte gestatten müssen, die sie im April in der Gegend von Minden fanden. Da die Verbündeten erst mit dem Anfang des Junius sich wieder in Bewegung sezten; so laß uns einstweilen den damaligen Zustand der französischen Armee im Allgemeinen überschauen. Dieser war in allem Betracht traurig. Vor wenig Wochen noch so zahlreich und nun so zusammengeschmolzen! Vor kurzem noch so wohl versehen mit allem, was der französische Luxus erfoderte, und nun auf einmal durch Ferdinands leichte Truppen beraubt aller ihrer Galanteriewaaren und noch überdiß zerrissen vom Kopf biß auf die Füße! Vor wenig Wochen noch Herren in den Residenz-Städten deutscher Fürsten, und nun an den Gränzen ihres Vaterlandes ein Spott der Landsleute und der Deutschen! All diß Ungemach aber kam aus Mangel der Subordination und aus einer unsoldatischen Lebensart vieler Officiere,

die,

die, wenn sie an der Spize ihrer Untergebenen seyn solten, viel häufiger neben ihren Maitressen in den Wägen saßen; dann der Befehle ihrer Obern spotteten, weil auch diese nicht das Verdienst, sondern eines Königs Maitresse zu ihren Obern gemacht hatte. Subordination ist die Seele eines Heeres; sie wohnt in einem solchen Körper desto lieber, ie passender für ihn das Haupt ist. So sehr es aber auch den Franzosen an Brod und Haarpuder, an Marketendern und Galanteriehändlern fehlen mochte, so blieben sie doch, ihrer leeren Mägen und unfrisirten Köpfe ungeachtet, so französisch lustig, als ob sie so eben ganz Deutschland unteriocht hätten. Sie sangen und sprangen auf den Märschen, spieseten das lezte Brod an ihre Bajonette und hingen den dürftigen Ueberrest ihres Fleisches an ihre Degengefäße. Noch vorhin in ihren Glücks-Stunden hatten sie wohl oft auch einen Ball im Lager gegeben und mancher Wachhabende Officier soll sich bisweilen von seinem Posten dahin geschlichen haben, um in der Geschwindigkeit ein Menuet zu tanzen, solte er auch das Wohl vieler Tausende dabei haben aufs Spiel sezen müssen. Allein nun hatte der Tanz ein Ende und zur Schadloshaltung unterhielt

man

man sich häufig damit, daß man liederliche Dirnen biß auf den Gürtel entblößte und zur Belustigung Spießruthen laufen lies. Gegen solche Feinde muste allerdings bei den Preußen und Verbündeten die demüthigendste Geringschäzung überhand nehmen. Von dieser nur eine Probe! Die Franzosen fingen — welch' eine Seltenheit! — einen schwarzen Husaren der Preußen, einen von den Soldaten, die einen Todenkopf und Todengebeine in ihrer Müze haben und überhaupt in die schwarze Todenfarbe gekleidet sind. Dieser schrekliche Todesprediger, dessen berüchtigte Cameraden durch ihre Erscheinung immer so gut als Werber für die Ewigkeit angesehen wurden, muste vor den französischen Feldherrn selbst gebracht werden, der sich denn durch einen Dolmetscher mit ihm also unterredete. „Wo hat sich Ferdinand gelagert?„ hies' die erste an den Husaren gethane Frage; Antwort: „da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.„ — „Wie stark, erwiederte iener, ist die Armee deines Feldherrn?„ Antwort: „wenn du Herz genug hast, so suche sie auf und zähle sie.„ — Clermont: „hat dein König viele solche Soldaten, wie du bist?„ Der Todenkopf: „ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wär ich iezt nicht dein Gefangener.„

Cler-

Clermont entlies hierauf den trozigkühnen Husaren und schenkte ihm einen Louisdor. Dieser nahm ihn an, gab aber noch im Angesicht des französischen Generals das Goldstück einem französischen Soldaten, mit der Erklärung zurück, daß er den Feinden seines Herrn schlechterdings nichts schuldig seyn wollte. Clermont bot ihm hierauf eine Officiers-Stelle an, wenn er Dienste bei ihm nehmen würde; allein der Husar antwortete mit wegwerfender Verachtung: „ich bin ein Preuße!„ — Nun wieder zur aufgebrochenen Armee des Herzogs Ferdinand. Diese ging am 2ten Junius unterhalb Emmerich über den Rhein, rückte siegreich über das clevische vor und lockte das französische Heer in die Ebenen von Crefeld, wo dieses am 23ten Junius mit einem Verlust von 7500 Mann aus dem Felde geschlagen wurde. Der Erbprinz von Braunschweig, der Prinz von Hollstein und General Wangenheim trugen vorzüglich viel zu diesem Siege bei. Die Franzosen, welche von ieher tapferer fochten, so bald sie ihrem Vaterlande näher waren, wehrten sich hier als brave Leute und Graf Gisors, der einzige Sohn des Ministers von Belleisle, ein iunger Held von den seltensten Talenten, wurde dabei tödlich verwundet.

det. Er starb auch wirklich in den Armen des Erbprinzen von Braunschweig, der ihn kante und liebte. Als Clermont, der während der Schlacht bei Tafel geseßen und eine gute Bouteille mit Behaglichkeit geleeret hatte, vernahm, daß dieser iunge Held mit den französischen Kabinierern lebhaft in das Fusvolk des Herzogs gedrungen sey, gab er die, gegen den Vater des Tapfern die heftigste Rache verrathende Antwort: „nun wollen wir doch sehen, wie sich das Söhngen des Premierministers aus dieser Patsche heraushelfen wird„ — und lies ihn ohne alle Unterstüzung. — Mit Wehmuth betrachtete bei der Siegesfeier Ferdinand das Schlachtfeld und gestund seinen Officieren, die ihm zum Siege Glück wünschten: „Meine Herren! diß ist das zehnte Schauspiel dieser Art, das ich in meinem Leben sehen muste; wolte Gott, daß es das lezte seyn möchte.„ Die nächsten Folgen dieser Schlacht waren, daß Düßeldorf, wo sich die Hauptmagazine der Franzosen befanden, nach einem heftigen Bombardement übergieng und Clermont einer andern Creatur von der Maitreße, dem Marschall Contades, bei der Armee Plaz machen muste. Doch wurden nunmehr die Angelegenheiten der französischen Truppen etwas

mehr

mehr als bisher beherzigt. Soubise und Broglio, die mit 15,000 Wirtembergern verstärkt waren, drangen in Heßen ein, wo Ferdinand den Prinzen von Isenburg nur mit 7000 Mann hatte zurück laßen können. Broglio griff diesen beim Dorfe Sangerhausen mit 12,000 Mann größtentheils deutschen Regimentern, so nachdrücklich an, daß der Prinz, nach einem 6 stündigen Gefechte, wo die tapfern Heßen wie gereizte Löwen kämpften, mit ziemlichen Verlust der Ueberlegenheit weichen muste. Schade, daß 300 von ienen braven Heßen noch in der Fulda ersoffen, als sie über diesen Fluß zu schwimmen versucht hatten. Ihr Vaterland selbst litt nun abermals schrecklich durch die glücklichen Progreßen der Franzosen. Contades gab sogar den Abgeordneten, die für das unglückliche Land capituliren wollten, die übermüthige Antwort: er sey Soldat und könne nicht schreiben. — Ferdinand selbst, der den neuen französischen Feldherrn zu keiner Schlacht bringen konte, sah sich indeßen genöthigt, wieder über den Rhein zurück zu gehen, welches ihm der General Imhof, der mit 3000 Mann gegen 10,000 Mann siegreich die Brücke vertheidigte, zu seinem unsterblichem Ruhme, alleine möglich machte. Der Herzog, dem Marl-

borough

borough 12,000 Engländer zugeführt hatte, nahm nunmehr, um seinen Truppen wieder einige Erholung zu gestatten, vortheilhafte Stellungen an der Lippe, beobachtete die Armee des Contades, die nach dem auch den Rhein paßirt war, deckte Hannover und durch Detaschementer auch Heßen. Zwar hatten die Franzosen unter Soubise und Chevert einige beträchtliche Vortheile über den Prinz Isenburg und General Oberg bei Lutterberg meist durch iene sächsischen Regimenter erfochten, die dem Könige nach ihrer Gefangennehmung durchgegangen waren und hier unter dem 2ten Sohne ihres Königs, August Xaver, dienten; allein Ferdinand und der Erbprinz von Braunschweig vereitelte immer frühzeitig genug alle gute Wirkungen ihrer glücklichen Unternehmungen. Durch ihre weise Tapferkeit geschah es, daß am Schluß des Feldzugs, im November, ganz Westphalen und Niedersachsen wieder in dem Besiz der Verbündeten war. Auch dißmal hatte Heßen und Hannover viel, besonders durch die Streifereien der französischen Brandschazer, gelitten; ob wohl nicht soviel als man den niedersächsischen Provinzen von Paris aus zugedacht hatte. Der dasige Kriegsminister Belleisle schrieb auf gut Irokesisch an Contades: „Sie, mein

mein Herr! mußen ganz Westphalen in eine Wüstenei verwandeln und in den Ländern an der Lippe, und in Paderborn, als den fruchtbarsten Provinzen, muß alles bis auf die Wurzel in der Erde ausgerottet werden.„ Es ist wahr, ein feindlicher General kommt nie in eine Provinz, um solcher wohlzuthun; ihre Schwächung ist seine Pflicht; er verdient Ruhm, wenn er iene nach seinem Hauptzweck so zu bewirken weis, daß er nicht zugleich in die Schande eines zwecklosen Verheerers, oder harten Tyrannen fällt. Was der Franzos Foullon verdiente, mag sein Benehmen in der Grafschaft Hanau entscheiden: Wie einst der Indianische Nabob iene unglückliche Schaar gefangener Engländer in die famöse schwarze Kammer kerkerte, so kerkerte dieser die Regierung, den Adel, den Magistrat und die vornehmsten Bürger der Stadt Hanau, 3 Täge und 2 Nächte, ohne alle Speise und Trank, in ein enges Zimmer, wo sie weder sizen noch schlafen noch ihren natürlichen Drang auserhalb deßelben befriedigen konten. Dieser grausamen Behandlung aber wurden sie blos darum ausgesezt, weil sie eine übertriebene Contribution nicht aufzubringen vermochten.

Laß uns nun wieder unsern Friedrich aufsuchen, den wir in Breslau ließen. Hier muste er sich, nach dem glorreichen Schluß des vorjährigen Feldzugs, unter andern mühseeligen Beschäftigungen, auch mit der Untersuchung mehrerer treulos gewordener Schlesier abgeben. Unter diesen befand sich auch der Fürst Bischof von Schaffgotsch, ein Mann, der, ob er gleich dem Könige sein ganzes Glück zu verdanken hatte, dennoch im vorigen Jahre kein Bedenken trug, seinen Wohlthäter gegen Oestreich aufzugeben und sich überhaupt so zu benehmen, daß er in der Folge selbst den Feinden seines Königs nicht gefiel. Als Friedrich wieder Sieger in Breslau war, bat der Abtrünnige schriftlich um Gnade; allein in der Antwort des Königs selbst sind Gründe genug vorhanden, warum er ihn nicht mehr in seinen Diensten haben wollte. „Ihr Betragen, heist es darinnen, ist zu schändlich; sie haben als Verräther freiwillig einen Posten verlaßen, den sie in Betracht der Pflichten ihres Standes niemals hätten aufgeben sollen. Ich will Sie ihrem Schicksal überlaßen, überzeugt, daß sie sich weder der Verachtung der Menschen, noch der Rache Gottes werden entziehen können. Denn so verderbt auch iene im-

mer seyn mögen, so sind sie es doch nicht in dem Grade, daß sie nicht Verräther, Treulose und Undankbare mit Abscheu betrachten sollten.„ Solche Beschäftigungen konten nun wohl dem guten König wenig Erholung gewähren. Desto mehr fand er diese in seinem alten bewährten Stärkungsmittel; in den Wißenschaften. So vergingen unter friedlichen Negotiationen und neuen Zurüstungen zum nächsten Feldzuge die paar Wintermonate. Als Ferdinand bereits das erstemal die Franzosen über den Rhein geiagt hatte, trat auch Friedrich im Merz mit seinen Truppen, die spat in die Winterquartiere gekommen waren, wieder ins Feld. So wenig er damals von den Franzosen zu fürchten hatte, so gefährlich konten ihm die Rußen werden, die schon mitten im Winter sein Königreich Preußen wieder besezt hatten. Das von Furcht getriebene Königsberg feierte den Einzug des rußischen General Fermor's mit Trompeten, Pauken und Glockengeläute von den Thürmen, und hofte dadurch Trübsalen abzuwenden, dergleichen dem Lande im vorigen Jahre waren zugefügt worden. Diese hatte man um so mehr zu besorgen, da Friedrich sein Preußen, so wie alle seine entferntere Staaten, dem Schicksal überlaßen muste.

Fer-

Fermor schickte die Schlüßel der Stadt an seine Kaiserin; die Collegien und Bürger musten dieser in den Kirchen den Eid der Treue schwören; musten rußische Feste feiern und — feierten auch, welches vielleicht Sache ihrer Willkühr war — mit Lobreden und Illuminationen des Grosfürsten Geburtstag. Es schien also, daß sie ihres guten bedrängten Königs vergeßen hätten, welches doch sicher der Fall nicht war, da selbst die Collegien ihm noch immer wesentliche Beweise vom Gegentheil gaben. Allein der König von Preußen wolte von seinen Preußen, auch zur Zeit der Noth, selbst den Schein eines unpatriotischen Betragens vermieden wißen; eine Foderung, die gros ist, deren Befriedigung aber dem Staate viel Stärke verleihet. Königsberg und Friedrich sahen sich zwar in der Folge nicht mehr wieder, liebten aber drum einander nicht minder. Eh sich nun der König noch selbst gegen die tiefer eindringenden Rußen wenden konte, must' er erst einen entscheidenden Schlag über die Oestreicher versuchen. Der Anfang wurde mit Schweidniz gemacht, welches vom 1ten April an förmlich belagert, mit 24 Kanonen 20 Mörsern und 16 Haubizen beschoßen und am 15ten um Mitternacht mit Sturm erobert

 ward,

ward, wobei 5000 Oestreicher sich zu Gefangenen ergeben musten. Nach dieser glücklichen Unternehmung suchte der König in Mähren einzudringen und Olmüz wegzunehmen, damit die Oestreicher während des Feldzugs genöthigt seyn möchten, sich nur in dieser, von des Königs Staaten entfernten Provinz, zu beschäftigen und ihn nicht in seinen Unternehmungen gegen die Rußen stöhren könten. Diß zu bewerkstelligen must' er dem Feinde den Wahn beibringen, als würde er sich gerade nach Böhmen wenden. Es gelang; er kam am 3 Mai bei Olmüz an, nachdem ein Theil der Armee binnen 3 Tagen einen Marsch von 20 Meilen zurückgelegt hatte. Die Belagerung wurde unter Keith's Direction angefangen, aber schon der Anfang weißagte kein glückliches Ende, weil der Ingenieur den ersten Laufgraben 1500 Schritte von der Vestung eröffnet hatte, durch welche Entfernung alles Schiesen wirkungslos wurde. Diß verursachte am Ende Mangel an Munition; und doch muste man hier täglich blos zur Herbeischaffung des Pulvers und der Kugeln etliche hundert Wägen befrachten. Dazu kam noch, daß man auch andere Lebensbedürfniße 18 Meilen weit herbeizuschaffen und sich dabei immer

mit den Feinden unter Weges herumzutummeln hatte. Ueberdiß war der Commendant, General Marschall, ein Mahn von Muth und Erfahrung, der es gar nicht an Vertheidigung fehlen lies. Es waren bereits 128,000 Bomben, Haubiz- und schwere Stückkugeln in die Stadt geschoßen, als sich die Preußen zum Sturmlaufen anschickten, und vorher nur noch einen großen Transport aus Schlesien über Troppau erwarteten, von welchem allein ein glücklicher Erfolg abhängig war. Allein dieser kam nicht; denn Daun, der von diesem Zuge Nachricht erhalten hatte, lies ihn vom Laudon mit einer solchen Macht überfallen, daß selbst der dem Transport zu Hülfe geschickte Ziethen nicht gegen sie bestehen konte. Der Zug wurde in den engen Päßen bei Darmstädtel von allen Seiten angefallen, die Pferde niedergeschoßen und die Pulverwägen in die Luft gesprengt; die Fuhrleute rißen aus und die Preußen, welche auf dem viele Meilen langen Zuge zerstreut waren, litten schrecklich. Es ging also der ganze Transport samt der Kriegskassa, und mit 800 Mann, meist iunge Pommern und Märker, die hier als tapfere Jünglinge von 18 biß 20 Jahren die Wahlstatt deckten, auch der General Putkammer verlohren. Der Kö-

 nig

nig war hierauf genöthigt, um seine Armee gegen Hunger und übermächtige Feinde zu retten, die Belagerung bei den glücklichsten Fortschritten aufzugeben. Denn Daun hatte weißlich eine solche Stellung genommen, daß es für den König gleich gefährlich war, er mochte eine Schlacht liefern, oder die Belagerung fortsezen. Friedrich erfuhr all' diß Unglück in seinem Hauptquartiere zu Schmiersiz; er wuste es, daß seine Lage wieder ihre ehemalige traurige Gestalt bekomme; wuste aber auch, wie nothwendig es sey, den Muth unter der Armee aufrecht zu erhalten. Er versammelte also seine Generalität um sich und redete sie mit hohem Ernst also an: „Meine Herren! glauben Sie nicht, daß durch das Unglück bei Olmüz *schon alles* verlohren sey; bleiben Sie vielmehr überzeugt, daß alles auf eine solche Art wieder gut gemacht werden soll, daß es der Feind nicht vergeßen wird. Die Officiere haben den Soldaten Muth einzusprechen, und nicht zu leiden, daß gemurret wird. Izt will ich marschiren und den Feind schlagen, wo ich ihn finde. Doch — (hier fühlte er sich mit seiner Stockkrükke an die Stirne) ich werd' es niemals ohne Grund und Ueberlegung, und Sie und die Gemeinen dabei ihre

Schuldig-

Schuldigkeit wie biß diese Stunde thun!„ Mit holder Miene sagte er die lezten Worte, entlies sie und Keith veranstaltete den Abzug von Olmüz mit einer solchen Geschicklichkeit, daß vor dem Angesicht des mächtigen Daun's und Laudons Friedrich nicht das mindeste verlohr. Zwar suchte Daun dem Könige den Rückzug nach Schlesien zu versperren; allein wider alles Vermuthen des Oestreichers, schlug er sich plözlich nach Böhmen, wohin ihn Daun und Laudon auf beiden Seiten begleiteten und lagerte bei Königsgräz. Da aber die von den Russen überfallenen märkischen Länder seine Gegenwart immer nothwendiger machten, so beraubte er den Königsgräzer Kreis aller seiner Vorräthe, verlies am 25sten Julius sein dasiges Lager und kam über Glaz am 8ten August wieder nach Schlesien zurück. Hier hast du, mein Sohn! diesen Hin- und Herzug mit wenig Worten; du magst dir selbst einige von den Mühseligkeiten hinzu denken, die mit einem Transport von etlichen tausend Wägen und mit groben Geschüz, über Berge und Thäler, durch schlechte Wege, in der grösten Sommerhize, unter beständigen blutigen Scharmüzeln, verbunden zu seyn pflegen. Ohne Keith und Fou-

quet aber würde Friedrich mehr gelitten haben. Keith und der Marggraf Karl blieben im Lager bei Landshut, um Schlesien zu decken, als Friedrich seinen großen Marsch mit 16 Bataillonen und 28 Schwadronen gegen die Russen unternahm. In Frankfurth an der Oder erfuhr er, daß Fermor, der mit 80,000 Mann in Pommern und in der Neumark eingedrungen war, die Stadt Küstrin, wo Friedrich einst iene betrübten Tage seiner Jugend lebte, belagert, beschossen und durch die Flammen in einen Aschenhaufen verwandelt habe. Alle Habseligkeiten, nicht nur der Stadtbewohner, sondern auch der umliegenden Gegend, die der Sicherheit wegen in diese Vestung geflüchtet waren, gingen im Rauch auf und kaum waren die unglücklichen Einwohner noch so glücklich, durch die Flucht über die Oder ihr Leben zu retten, wobei sie die Ruinen ihres Vaterlands noch brennen sahen. Eine Stadt durch Bomben anzünden, um sie zur Uebergabe zu nöthigen, ist dem Kriegsgebrauche gesitteter Völker nicht entgegen; allein ihren gänzlichen Ruin gleich am ersten Tage bewirken; noch immer Brandgranaden werfen, wenn schon die Stadt an allen Orten in Flammen steht; einen Commendanten erst am 5ten

Tage

Tage der Belagerung zur Uebergabe auffodern; beweist ein Betragen, dergleichen Friedrich wegen Prag nicht vorgerückt werden konte. Ohnerachtet nun die Stadt Küstrin selbst eingeäschert war, so räumte doch der Commendant die Vestung nicht, sondern lies Fermor, der ihn dazu auffoderte, sagen, daß er sich biß auf den lezten Mann vertheidigen würde. Da aber dieser bedrängte Krieger diß mit einigen Fehlern that und er sich darüber nachher bei dem Könige entschuldigen wollte, strafte ihn dieser mit der Antwort: ich bin ia selbst Schuld, warum hab ich ihn zum Commendanten gemacht. Am 15 August wurde die Stadt in Flammen gesezt und am 20ten kam der König, der in 24 Tagen einen Marsch von 60 Meilen gemacht hatte, vor Küstrin an, woselbst er die Armee seines General Dohna an sich zog. Wie erstaunten die Truppen des Königs, die hier gröstentheils aus Landskindern bestunden, als sie ihr verwüstetes Vaterland wieder sahen, das sie kaum noch kanten! Der Ruf von den Verwüstungen der Russen war zwar längst auch zu ihnen gedrungen, und hatte in ihnen die Lust erweckt, sich einmal mit diesem Feinde zu messen; allein starke Rache schwor nun ieder Brandenburger auf den

Aschenhügeln gegen dieienigen, die hier seine Geburtshütte niedergebrannt, seine Eltern und Landsleute gemißhandelt hatten. Friedrich selbst schien beim Anblick seiner herumgeiagten Einwohner, alle ihm so natürliche menschlichere Empfindungen nur iener Leidenschaft unterzuordnen, machte schleunig Anstalt zur Schlacht, befahl, in derselben keinem Russen Pardon zu geben und lies sogar die Brücken abbrechen, die ihnen nach der Schlacht zur Flucht hätten dienen können. Auf diese Art sollte die rußische Armee nicht blos geschlagen, sie sollte zernichtet werden. Von dem Ausgang dieses Treffens hing dißmal Friedrichs Schicksal ab, weil damals von allen Seiten wieder verstärkte Armeen auf ihn eindrangen. Um sich gegen diese wenden zu können, must' er höchstens in 3 Wochen mit seinen Unternehmungen gegen die Russen fertig seyn. Sein Plan war entworfen; er führte also am 25 August seine 30,000 Mann starke Armee gegen 50,000 Russen, die sich in einem Viereck gelagert hatten, dessen Mitte mit Reuterei und Reserve angefüllt war. Des Königs Angriff geschah so, daß dadurch die Russen gegen die Moräste der Oder gedrängt werden sollten. Der Marsch ging auf Zorndorf,

welches aber vom Feinde angezündet ward. Als die schwere Artillerie durch das Dorf war, thaten 80 Kanonen so fürchterliche Wirkung in dem rußischen Viereck, daß eine einzige Kugel etliche vierzig Menschen soll getödet haben. Manteufel und Kaniz machten den ersten Angriff; allein ein Mißverständniß und zu große Hize verursachte, daß sie zurückgeschlagen wurden. Fermor lies aus seinem weit aufgebrochenem Viereck die weichenden Preußen mit Siegsgeschrei verfolgen und nun geriethen auch die Russen in Unordnung. Bei dieser lies Friedrich seinen Seidliz angreifen; dieser drang in das Viereck, zersprengte es und in weniger als einer Viertelstunde war er Sieger über die rußische Cavallerie, die auf ihre Infanterie zurückgeworfen und ohne Gnade niedergehauen wurde, soweit sie der preußische Reuter mit seinem Säbel erreichen konte. Viele Rußen, die sich ganz verschoßen hatten, schienen nur noch in den Gliedern zu stehen, um mit Stumpfsinn sich niederhauen zu laßen, so, daß es leichter war, Rußen zu töden als sie in die Flucht zu bringen. Sie blieben noch mit den blutigsten Wunden auf ihrer Stelle und selbst ein Schuß mitten durch den Leib streckte sie noch nicht gleich zu Boden.

Schon

Schon war die Zerrüttung unter ihnen so groß, daß Fermor flüchtig werden wolte; allein er fand hinter sich keine Brücken mehr. Ungefähr 8,000 Russen hatten sich indessen unter ihr Gepäcke verlohren und labten sich mit ihrem Lieblingsgetränke, mit danziger Brandwein, ohne sich weiter um das Schicksal ihrer Armee zu bekümmern. Sogar Officiere, die sie dran hindern oder die Brandweinfässer zerschlagen wollten, wurden massacrirt. Endlich sammelte ein rußischer General diese zerstreuten Haufen, ging damit beim Dorf Quartschen durch einen Grund und focht aufs neue mit Nachdruck. Friedrich nahm Infanterie von seinem rechten Flügel, und ordnete sie diesem Grunde gegenüber. Hierauf wurde sie zu verschiednen malen befehligt, über den Grund selbst zu gehen; allein sie kam iedesmal nach kurzer Zeit ohne des Königs Absicht erreicht zu haben, wieder zurück. Endlich sah man die Ursache davon ein. Es befand sich nemlich in diesem Grunde die Kriegscassa und alles Geräthe der rußischen Generale; von diesem Mammon hatten sich die Preußen dißmal blenden lassen; statt durch den Grund auf den Feind loszugehen, plünderten sie hier und kehrten dann mit Beute belastet immer wieder zurück, um

abzulegen. Wahrscheinlich glaubten sie, daß der Feind ia ohnehin schon gänzlich geschlagen und durch diesen Aufschub weiter nichts zu verliehren sey. Allein es ging wirklich dabey verlohren, und Seidliz und die alten preußischen Regimenter, die mit Friedrich aus Schlesien gekommen waren, musten auch hier wieder gut machen, was ihre beutelustigen Cameraden schlimm gemacht hatten. Diese Schlacht hatte vormittags um 9 Uhr angefangen und endigte sich Abends um 10 Uhr mit einer Kanonade. Keine von allen bisher gelieferten war so reich an tragischen Scenen, als diese. Man schlug mit Flintenkolben noch einander tod, als das Pulver schon verschossen war und gefallene Calmucken suchten sterbende Preußen noch mit den Zähnen zu mißhandeln, wenn sie andere Waffen nicht mehr führen konten, oder streiften in der Nacht noch umher und massacrirten die Verwundeten. Fermor verlohr 103 Kanonen, 27 Fahnen und Standarten, 82 Officiere, unter welchen allein 5 Generale waren, 2,000 Gefangene und wenigstens 15,000 Mann Tode. Da nun auch die Preußen einen beträchtlichen Verlust an Toden und Gefangenen erlitten, Kanonen verlohren und die Rußen nicht sowohl vom

Schlacht-

Schlachtfelde verjagt, als nur von einer Stelle zur andern gedrängt hätten; so eigneten sich auch diese den Sieg zu. Allein die Rußen schienen im Lager selbst nicht recht von dieser Wahrheit überzeugt gewesen zu seyn; obgleich dieser Sieg nach Petersburg und an alle Höfe der Freunde Rußlands berichtet und daselbst mit dem: te Deum! gefeiert worden war. Fermor schickte auch noch am Abend der Schlacht an den General Dohna und lies um einen Waffenstillstand anhalten, um seine Toden begraben zu können; es wurd' ihm aber die Antwort ertheilt: „daß, da der König, sein Herr, die Schlacht gewonnen habe, so würden auf dessen Befehl auch die Toden beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.„ Auch General Panin bekannte: es ist wahr, unsere Armee hat den Wahlplaz behauptet, aber tod, verwundet und besoffen. Noch stunden am andern Tage die beiden Heere in einer Entfernung von tausend Schritten sich einander gegenüber und Friedrich hätte gerne einen neuen Angriff versucht, wenn die Infanterie Munizion gehabt hätte. Indessen brachen die rußischen Dragoner auf das preussische Fußvolk, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Da der König während

dieses Tages, und besonders gegen den Abend, die Rußen mit einer Kanonade unterhielt, bei der keine Kugel die confuse Masse der Feinde verfehlen konte, so verließen sie noch in der Nacht ihre Stellung und zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück, wohin sie der König verfolgte. Dieser schrieb in seiner Geschichte des 7iährigen Kriegs: während des Gefechtes am vorhergehenden Tage, und auch noch am heutigen war es ein scheußlicher Anblick, alle benachbarte Dörfer von den Kosaken in Brand gesteckt zu sehen, welche in diesen Gegenden alles Unglück häuften, wodurch die Menschheit kan gebeugt werden. — Und nun noch eine kleine Nachlese von Anecdoten bei diesem Würgefest. Friedrich, der während desselben keine Gefahr gescheuet, seine Adjutanten und Pagen verlohren hatte, lies sich in der Nacht nach demselben in der Mitte seiner Truppen ein Zelt aufschlagen, bei welchem noch sein Reisewagen von einer Kanonenkugel zerschmettert wurde. — Mit Schmerzen vermißte er auch einen seiner Lieblinge, den Flügeladjutant Oppen, dem zwei Pferde während der Schlacht waren erschossen worden und der endlich mit Seidliz noch den lezten Einbruch in die Feinde gemacht hatte.

Friedrich erfuhr izt durch Erkundigung, daß er sehr zerhauen unter den Toden liege. Um ihn in diesen rühmlichen Zeugnissen seiner Tapferkeit zu sehen, lies er ihn vor sich bringen. In einem Tuche legte man ihn in sein Quartier. Gerührt sah der König den Leichnam an und befahl einem Obristlieutenant „für die Beerdigung seines lieben Oppen zu sorgen.„ Mit einem nassen Auge drehte sich der König um und that die schöne Aeuserung: o wüsten Sie, wie viel ich beim Tode eines ieden meiner Getreuen verliehre! — Der englische Gesandte wünschte ihm in derselben Nacht Glück „zu dem schönen Tage, den ihm der Himmel verliehen habe„; und Friedrich war so gerecht, dem Verdienst zu Ehren, zu erwiedern: ohne Seidliz (den er schon auf dem Schlachtfelde umarmt hatte) würde es schlecht aussehen. Seidliz aber versicherte den Monarchen mit der edelsten Bescheidenheit, daß besonders die braven Männer, welche er angeführt, vorzüglich aber die Gardes dü Corps und der Hauptmann Wackniz diesen Tag so siegreich gemacht und des Königs Belohnung verdient hätten. — Kurz vor der Schlacht hatte Daun den General Fermor schriftlich gewarnt: er möchte kein Treffen gegen einen so listigen

Feind

Feind wagen; sondern ihn so lange aufhalten, biß er und seine Oestreicher mit Sachsen fertig wären: allein der Courrier fiel mit diesem Briefe in des Königs Hände, der nun nach der Schlacht dem Daun selbst also antwortete: „Sie hatten Recht, den General Fermor gegen einen listigen Feind zu warnen, den Sie besser kennen; er hat eine Schlacht geliefert und ist geschlagen worden.„ — Es läßt sich leicht begreifen, daß bei der schnellen Beerdigung der Toden nach einer Schlacht, wo ganze Haufen in Gruben zwischen Erde und Kalch über einander geworfen werden, auch mancher noch Lebende mit unter die Leichname komme. Diß soll auch hier so geschehen seyn, daß die einwerfenden Bauern oft die Bewegungen dieser Unglücklichen noch wahrgenommen, aber durch andere auf sie geworfene Tode ihren Krümmungen, aus Rache wegen ihrer Verwüstungen, ein schreckliches Ende gemacht hätten.

Friedrich war nicht im Stande, länger gegen die Russen in eigener Person zu fechten; er muste seinem Bruder, dem Prinz Heinrich, wieder nach Sachsen zu Hülfe eilen. Er überlies also die geschwächten Russen dem Grafen Dohna zur Beobachtung und kam mit eben den

Regimentern, die ihn aus Schlesien begleitet hatten, nach einem Marsch von 9 Tagen in die Gegend von Dresden. Am 12 September lagerte sich seine Armee zwischen Bocksdorf und Reichenberg, nachdem auch Keith und der Marggraf Karl aus Schlesien wieder zu ihm gestossen waren. Friedrich unterredete sich hier wieder mit seinem großen Bruder Heinrich, der bisher Sachsen mit einer kleinen Armee gegen die ganze Macht der Oestreicher und gegen die Reichstruppen, die insgesamt 100,000 Streiter ausmachten, blos durch kluge Wendungen, behauptet hatte. Daun hatte nemlich die Eroberung von Dresden und die Zernichtung der Preußen in Sachsen, während der Zeit, als Friedrich gegen die Russen stund, sich zum Ziel seiner Bewegungen gemacht; denn er glaubte nimmermehr, daß der König mit ienen so bald fertig werden würde. Schon war der Sonnenstein in dem Besiz der Reichstruppen und die Eroberung von Dresden wurde vom Daun wirklich versucht. Allein Graf Schmettau, ein Commendant von kühner Entschlossenheit, lies sogleich, seiner Vertheidigung wegen, Anstalten zum Niederbrennen der schönen Vorstädte machen, weil er weniger verbunden sey, der Stadt

zu

zu schonen, als es Sachsens Bundsgenossen, die Oestreicher, wären. Das Wehklagen in Dresden war hiebei allgemein und Daun erklärte, daß, wofern Schmettau sein Vorhaben ausführen sollte, er nach der Eroberung der Stadt keines Preußen Leben schonen würde. Schmettau erwiederte, daß er sich in diesem Fall von Straße zu Straße vertheidigen, endlich in das churfürstliche Schloß werfen, dorthin Pulver und die Vornehmsten der Stadt bringen und sich mit ihnen und der königlich-pohlnischen Familie nothgedrungen unter dessen Ruinen begraben würde. Diese Drohungen wirkten. Daun gab dißmal sein Vorhaben auf Dresden auf und Schmettau lies alle brennbare Materialien wieder aus den Häusern nehmen. — Nie konte Friedrich den Oestreichern ungelegener auf den Hals kommen, als er ihnen dißmal kam, wo sie, in Gemeinschaft mit der Reichsarmee, im Begriff waren, den Prinz Heinrich aufzureiben, indeß General Harsch mit 20,000 Mann die Vestung Neiße in Schlesien belagerte und iene Provinz brandschazte. Friedrichs nächste Absicht war nunmehr, sogleich den Daun durch eine Schlacht aus Sachsen nach Böhmen zu nöthigen, um sich selbst wieder des

bedrängten Schlesiens annehmen zu können. Diß suchte Daun durch seine Stellungen zu hindern; und hatte deßwegen seit dem 5ten October die Gegenden der Elbe verlassen und sich, nach verschiedenen unglücklichen Scharmüzeln, bei Kittliz auf den Höhen von Löbau bis Spremberg gelagert. Des Königs Armee aber zog aus ihrem Lager bei Bauzen aus und nahm ihre Stellung zwischen Hochkirch und Kottiz und das Hauptquartier bei Radewiz. Die Absicht, welche der Held durch diß Lager erreichen wollte, war, den Oestreichern seine Absicht zu verbergen, welche dahin ging, sich mit dem General Rezow, der seinem Heer zur linken Seite stund, zu vereinigen und dann gemeinschaftlich ein feindliches Corps, unter dem Prinzen Durlach, zu überfallen; welches Vorhaben in der Nacht vom 14ten bis 15ten ausgeführt werden sollte. Nur einen Tag früher, so würde der König eine der schrecklichsten Nächte nicht erlebt haben. Dieser hatte damals gerade seine Armee sehr durch Detaschementer geschwächt, befand sich in einem höchst schwachen Lager, führte Truppen an, die seit 8 Wochen die schrecklichsten Strapazen ausgestanden hatten. Der König kannte seine gefährliche Lage, und der alte ehrwürdige Keith

thät

that alles, um ihn nachdrücklich daran zu erinnern. Friedrich würde sie auch wirklich schon am 13ten verlassen haben, wenn er nicht erst einen Transport mit Brod hätte abwarten müssen. Die Oestreicher, unter Daun und Laudon, waren auf Bergen dicht um das preußische Lager verschanzt; hielten die Anhöhen besezt, welche der preußische General Rezow vorher etwas vernachläßigt hatte, die gerade in der Folge entscheidend wurden. So viel günstige Umstände vermochten den für selbstgewagte Angriffe nie gestimmten Daun, den Plan Laudon's zu befolgen und das preußische Lager in der Nacht vom 13ten bis zum 14ten October auf folgende Art zu überfallen.

Nachdem Daun den König noch am Tage vor der Schlacht durch verstellte Rückzüge mit dem einen Theil seiner Truppen und durch veranstaltete Verhaue um den andern, etwas sicher gemacht hatte, zog er in der darauf folgenden Nacht mit der ganzen oestreichischen Armee in möglichster Stille sich so um das preussische Lager, daß er es zu gleicher Zeit von der Fronte und im Rücken anzugreifen im Stande war. Noch immer brannten die Wachfeuer im oestreichischen Lager, wie vorher, als die wach-

samen preußischen Husaren von den Vorposten ihrem Könige meldeten, daß man unter den Feinden Bewegungen bemerke. Anfangs bezweifelte er dieselben und da ihm abermals ein Major berichtete, daß die ganze daunische Armee im Anmarsch sey, gab er ihm lächelnd die Antwort: er würde starke Patrouillen gesehen haben. Da indessen gerade Seidliz und Ziethen bei dem Könige waren und in ihn drangen, auf seiner Hut zu seyn, so lies er einige Brigaden aufstehen und einige Cavallerie-Regimenter ihre Pferde satteln. Allein es wurde wieder stille; der König hob seine vorigen Befehle auf und obgleich Ziethen die Seinen nicht absatteln lies, so kamen doch die Soldaten nun desto sicherer in den Schlaf. Mancher erwachte auch gar nicht mehr und Tausende, die der Donner der Kanonen weckte, schienen nur auf Augenblicke ihr Besinnen wieder zu bekommen, um mit desto mehr Entsezen ihren Todesschlaf zu beginnen. Es schlug im Dorfe Hochkirch gerade 4 Uhr und noch war es dunkle Nacht, als sich Laudon mit seinen Panduren der Armee schon in den Rücken geschlichen hatte. Er zündete das von Preußen besezte Dorf an, die ganze oestreichische Armee rückte von allen Seiten in das preußi-

sche Lager ein, bemächtigte sich der Batterie, die sich an der Spize des Dorfes befand und weckte nun die Preußen mit einer Kanonade aus ihrem eigenen Geschüz. Schnell war der König zu Pferde und belebte alles mit seiner Gegenwart. Als er dem General Golz begegnete, sagte er: „mein lieber Golz, man hat uns nicht sanft geweckt.„ Verzeihen Ew. Majestät, antwortete sein General: gemeiniglich pflegt man diejenigen im Schlaf zu stöhren, die man am Tage nicht sprechen kan. „Er hat Recht, erwiederte der König, „aber ich werde den Herren schon am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen.„ Des brennenden Dorfes ohngeachtet warf sich doch der tapfere Major Lange mit einem preußischen Bataillon in den Kirchhof desselben, indeß die aufgeweckte Armee schnell in ihre Waffen stürzte. Das brennende Dorf war der Leuchtthurm, der allen Anordnungen Licht gab. Nach wenig Minuten formirten sich die preußischen Linien, formirte sich die Infanterie und Cavallerie in Schlachtordnung, rannten in den Feind, trieben ihn an mehrern Orten siegreich vor sich her und machten Gefangene. Der König selbst nahm 3 Brigaden seiner Leute aus der Mitte, zog sich an ihrer Spize in einer

Dunkelheit, wo man keinen Schritt weit vor sich sah, hinter seinem Lager weg, trieb ein oestreichisches Corps Grenadiere vor sich her und machte 300 Gefangene. Allein die tapfern Preußen, welche bei der Dunkelheit keine sichere Richtung nehmen konten, geriethen immer wieder an Posten, wo sie der Uebermacht weichen musten. Besonders that die preußische Reuterei Wunder der Tapferkeit und zernichtete ieden feindlichen Trupp, den sie bei der Finsterniß zufällig aufspühren konte. Doch auch die tapfersten Regimenter derselben vermochten nicht zu bestehen, als sie auf Infanterie gerathen waren, wo von Laudon alles oestreichische Geschüz war hinpostirt worden. Unterdessen hatte sich ienes Bataillon im Kirchhof, gegen welches Daun immer ein frisches Regiment nach dem andern marschiren lies, gänzlich verschossen; es faßte also den kühnen Entschluß, sich durch den Feind zu schlagen, wobei aber das Loos der meisten dieser tapfern Männer — Tod, Wunden und Gefangenschaft war. Ihr Anführer von Lange befand sich unter den erstern, nachdem er eilf Wunden schon im Kirchhof empfangen hatte. Keith und Prinz Moriz von Anhalt wollten indessen die verlohrne Batterie wieder erobern;

obern; sie stellten sich an die Spize einiger Bataillone, drangen siegreich durch das brennende Dorf, fanden sich aber, als sie heraustreten und sich ordnen wollten, so sehr vom Feinde überflügelt, daß sie zu keinem Angriff auf die Batterie kommen konnten. Hier zerschlug eine Kanonenkugel dem vortreflichen Prinz Franz von Braunschweig den Kopf; hier bekam der Feldmarschall Keith einen Schuß in die Brust, stürzte und schloß ohne einen Laut sein edles Leben; hier blieb der tapfere General Geist; hier wurde auch Held Moriz von Dessau durch zwo Kugeln im Unterleibe tödlich verwundet und endlich gefangen — und alle diese großen Opfer konten doch nicht den Sieg erkaufen. So oft auch der König selbst wieder frische Truppen anführte und Feinde schlug, so oft zernichtete wieder die oestreichische Reuterei seine Vortheile. Es war schon seit etlichen Stunden Tag, aber ein dicker Nebel breitete sich über diesen Würgeplaz hin und verbarg noch immer die zerfleischten Heere einander; erst um 10 Uhr sah man sich einander genauer, aber mit desto größerm Erstaunen. Man formirte von beiden Seiten neue Schlachtordnungen und schon wolte Friedrich den Kampf aufs neue beginnen,

als

als er gewahr wurde, daß ihm, noch unter dem Schuz des vorigen Nebels, der Herzog von Ahremberg mit einem starken Corps in die Flanke gekommen sey; es blieb dem König also weiter nichts übrig, als der Rückzug, der aber mit so viel Geschicklichkeit veranstaltet wurde, daß die Anfälle der Feinde von Seidliz, Ziethen und dem Prinzen von Wirtemberg glücklich zurück geschlagen wurden. Friedrich bezog ein vesteres Lager, als das vorige war, nahe bei Bauzen; Daun aber sein voriges, ohne weiter Gebrauch von seinem Siege zu machen. Bei diesem Benehmen sagte der König: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, das Spiel ist nicht verlohren. Wir wollen uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien.„ — Nur hatten in diesem neuen Lager die armen Soldaten nichts zur Decke, als ihre kurzen Röcke und im Fall der Noth nichts zur Vertheidigung, als ihr Bajonet und ihren Säbel. Und doch schien Daun nicht Lust zu haben, sie abermals anzugreifen, ob sie gleich nur eine Stunde vom vorigen Schlachtfelde, auf den sogenannten Spizbergen, lagerten. In des Königs Nachrichten von dieser Schlacht heist es: „fast alle Generale hatten Quetschun-

gen

gen oder Wunden, so wie der König, der Marggraf Carl und viele andere. Wir verlohren 3,000 Mann, und von den vielen Gefangenen, die wir gemacht hatten, behielten wir nur einen General und 700 Mann. Allein in andern Geschichtbüchern wird der preußische Verlust beinahe durchaus auf 9,000 Mann angegeben und der oestreichische auf 8,000. Friedrich verlohr aber auch zugleich 100 Kanonen, den größten Theil des Gepäcks im Lager und 30 Fahnen und Standarten. Der König war hier so sehr ins Feuer gegangen, daß ihn nicht nur selbst ein Quetschschuß traf, sondern auch ein Pferd unter dem Leibe und zwei Pagen an der Seite niedergeschossen wurden. Schon hatten ihn beim Dorfe Hochkirch die Feinde ganz umringt, um ihn gefangen zu nehmen, als die Tapferkeit seiner Husaren ihm noch zu statten kam.

Friedrich hat in der Folge seines Lebens öfter gestanden, daß dieser 14te October der traurigste Tag seines Lebens gewesen sey. Er hatte an demselbigen nicht nur eine Menge der besten Krieger und der verdienstvollesten Generale verlohren, sondern im tapfern Keith auch seinen gelehrten, philosophischen Busenfreund, der, nebst seinem Bruder Marshal, dem Her-

zen des Königs schon lange Bedürfniß geworden war. Daun lies den Körper dieses Helden mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen zur Erde bringen; Friedrich aber lies ihn nachher in der Garnisonkirche zu Berlin mit vielem Pomp beisezen und seinem Nahmen auf dem Wilhelmsplaz eine Statue errichten. Ein anderes errichtete ihm einer seiner Verwandten im Kirchhofe zu Hochkirchen selbst. Es schien überhaupt Bestimmung in dem Leben des Königs zu seyn, immer mit mehrern Leiden zugleich kämpfen zu müssen, und zwar mit Leiden von verschiedener Art, damit sich der erhabene Geist desselben in einem desto schönern Lichte möchte zeigen können. Wenig Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin traf ihn seiner Mutter Tod; während der unglücklichen Belagerung von Olmüz starb im Junius dieses Jahrs der Kronprinz von Preußen, von dem er selbst noch lange nach seinem Tode schrieb, daß die Güte seines Herzens und seine Kenntniße, welche für die Zukunft eine sanfte und glückliche Regierung versprachen, ihn allgemein bedauern hiesen. „Gott! rufte der König unter Thränen bei der Nachricht seines Todes aus, „war denn dieser Prinz zur Wohlfarth meines Volks nicht

nöthig?

nöthig? Wie sehr musten diese schmerzhaften Gefühle erneuert werden, als er im traurigsten Zeitpuncte erfuhr, daß an ienem unglücklichen 14ten October, an dem so mancher seiner Helden gefallen war, auch seine beste Schwester, die Marggräfin von Baireuth gestorben sey. Friedrich, dessen Leibarzt bereits an sie abgeschickt war, hatte gerade in einem Brief an sie geschrieben „wie ihr Bild alle seine Gedanken beherrsche und er täglich Wünsche für ihre Genesung zum Himmel schicke,„ als die Nachricht von ihrem Tode bei ihm ankam. Er schrieb hierauf ihrem Gemahl: „Mein lieber Marggraf! ich übersende ihnen diesen unglücklichen Brief, der noch nicht übergeben ist; Sie ersehen daraus die Stimmung meiner Seele. Nach diesem schrecklichen Verlust wird für mich kein anderer glücklicher Augenblick mehr übrig bleiben, als der, welcher mich wieder mit der vereinigen wird, die das Tageslicht nicht mehr erblickt.„ Es ist Friedrichs eigenes Geständnis, noch am Abend seines Lebens niedergeschrieben, daß sie eine Fürstin von den seltensten Verdiensten, Naturgaben, Kenntnissen und tugendreichen Handlungen gewesen sey. „Die zärtlichste und beständigste Freundschaft vereinigte mich und

diese

diese würdige Schwester. Diese Bande hatten sich von ihrer frühesten Jugend geknüpft; eine gleiche Erziehung, und gleiche Denkungsart hatten sie enger zusammengezogen und eine Treue, die iede Probe aushielt, machte sie von beiden Seiten unauflöslich. Diese, von Gesundheit schwächliche Prinzeßin, zog sich die Gefahren, welche ihrer Familie drohten, so sehr zu Herzen, daß der Kummer ihren Körperbau vollends zerstörte. Sie starb an der Wassersucht mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit der Seele, welche des unerschrockensten Weltweisen würdig waren.„ Ein neuer Beweis, wie sanft Friedrich noch nach dem blutigsten Schlachtengewühl empfand, wie stark er noch liebte! — Wie wohlthätig flüchtete doch der Tod diese zärtlich theilnehmende Schwester gerade an ienem unglücklichen Tage! Sie — der die verlohrne Schlacht ihres Bruders, unter allen Qualen, die sie ohnehin schon zu dulden hatte, die schrecklichste würde gewesen seyn. Die Aehnlichkeit des Geistes und des Herzens dieser vortreflichen Prinzeßin mit dem Könige war übrigens auffallend groß. Wie er, liebte auch sie Philosophie, Geschichte und Dichtkunst; wie er, verfertigte auch sie musikalische Werke; wie er,

hatte

hatte auch sie besondere Vorliebe für die Hunde. Doch! um uns nicht zu weit von unserer Geschichte zu verliehren, so laß uns diese angenehme Vergleichung unterbrechen und den König wieder in seinem Lager aufsuchen. Er war, wie er sich in einem Briefe an Voltaire ausdrückt, zwar geschlagen, aber doch noch immer auf den Beinen und noch in den Stunden, wo er seine Busenfreunde betrauerte, nahm er schon wieder, durch die unerschöpfliche Kraft seines Geistes, die klügsten Maasregeln, um das Versehen wieder gut zu machen. Vor allen Stücken muste der Muth seiner Krieger wieder aufgerichtet werden. Er lies also die vornehmsten Officiere im Lager zusammen kommen und redete sie also an: „Meine Herren! die Finsterniß ist unsern Feinden zu statten gekommen. Bedenken Sie, daß wir iezt in der Oberlausiz stehen; daß hinter uns unsere Besizungen und Familien sind und daß alles verlohren wäre, wenn wir noch einen Schritt weichen müsten. Eine neue Schlacht ist unvermeidlich; aber eher würd' ich mich mit dem Rest meiner Armee begraben lassen, ehe ich in derselben weichen wollte. Ich hoffe, daß auch Sie insgesamt derselben Meinung seyn werden.„

Bei alle dem waren, durch den Sieg bei Hochkirch, Friedrichs Feinde noch auf eine merkwürdige und zwar geistliche Weise verstärkt worden. Pabst Clemens XIII hatte dem Feldmarschall Daun im Nahmen der Kirche ein geweihetes Birett und einen geweiheten Degen zugeschickt, die nun auf die Kezer noch verheerendern Einfluß haben musten, als die Waffen, mit denen er bei Collin und Hochkirch gesiegt hatte. Ein Glück war es, daß Friedrich gerade vor solchen geistlichen Feinden am wenigsten Furcht zu haben pflegte. Nichts desto weniger war ein solches Geschenk höchst beleidigend für den König, weil es die Päbste bisher nur solchen Feldherren ertheilten, die unglaubige Nationen besiegt hatten. Einige geistliche Fürsten wurden wirklich, seit diesem Geschenke, etwas eifriger gegen den König und der Churfürst von Cölln lies sogar in seinen Staaten ein Edict ausgehen, Kraft dessen bei schwerer Strafe verboten wurde: sich über die Siege der Preußen und ihrer Verbündeten zu freuen. Friedrich hat dem Pabst ienen feierlichen Seegensspruch über die Waffen seines Feindes nicht verziehen; wohl aber mit eigener Laune ihn dem Hohngelächter der Welt ausgestellt. Die Folgen des

Siegs

Siegs bei Hochkirchen vereitelte Friedrich seinen Feinden durch einen meisterhaften Zug aus seinem Lager bei Bauzen, nach Schlesien, wo Harsch seit dem 20sten October die Vestung Neiße eingeschlossen hatte. Diesem General hatte Daun geschrieben, daß er seine Belagerung unbesorgt fortsezen könne; indem er den König in der Lausiz vest halte; dieser sey von Schlesien abgeschnitten, und würde, wenn er einen Angriff wagen sollte, sicher geschlagen werden. Allein Friedrich grief dißmal den Daun nicht an, sondern rückte, nachdem er seinen Bruder, Heinrich, mit 10 Bataillonen und einer Menge Geschüz an sich gezogen, Sachsen gedeckt, seine Bäckerei, Kranke und Verwundete aus Bauzen in Sicherheit gebracht hatte, wider alle Erwartungen Dauns, unter den glücklichsten Gefechten, gegen Ende Octobers bei Lauban über die Queis, nach Schlesien ein. Während dieses vortreflichen Marsches überfiel Herr von Möhring bei Ullersdorf 300 oestreichische Reuter, von welchen sich sehr wenige retteten; ein anderes oestreichisches Corps Reuterei, unter der Anführung eines Spaniers, verlohr auch 800 Mann und es fehlte nur das mindeste, so wäre Held Laudon selbst bei die-

sem Zuge, den er am meisten beunruhigte, in Gefangenschaft gerathen. Auch hier that Heinrich das meiste durch seine geschickten Stellungen, in denen sich sein hohes Kriegstalent der Welt zur Bewunderung zeigte. Hier trennte sich aber Heinrich wieder vom König, begab sich nach Landshut, lösete daselbst Fouquet ab, damit dieser zu ienem stoßen konte. Jedermann stund schon in den Gedanken, daß Neiße, nach der Schlacht bei Hochkirch, ohne Rettung für den König verlohren sey, als er durch diesen 40 Meilen langen Marsch innerhalb 13 Tagen am 6 Nov. sich schon in ihrer Nähe befand. Harsch hob sogleich die Belagerung mit ziemlichen Verlust auf, flohe und wurde von Fouquet bis Neustadt verfolgt. Neiße hatte sich besonders durch seinen Commendanten, General Treskow, gerettet, der sich deswegen die Achtung seines Königs verdiente; aber seine Frau verdiente die Achtung der Nachwelt durch ihren hiebei bewiesenen Edelmuth. Denn als der Feind sahe, daß sich die Belagerung in die Länge ziehen möchte und dißmal doch vorzüglich viel auf den schnellen Uebergang der Vestung ankam, so muste ein abgeschickter feindlicher Officier die Gemahlin des Commendanten, die sich außerhalb

serhalb der Stadt auf ihrem Gut befand, mit Reichthümern und Würden zu bestechen und dadurch die frühere Uebergabe von Neiße zu bewirken suchen. Allein diß Herz voll hoher Tugend war weit weniger zu erobern, so geschickt auch der Plan angelegt war, als die Vestung selbst; die Dame verlies von dem Augenblick an, da ihr dieser erniedrigende Antrag war gemacht worden, ihr Gut und flüchtete zu ihrem bedrängten Manne in die Vestung selbst.

Kaum hatte Friedrichs Ankunft die Feinde von Neiße verscheucht, so unternahm er einen neuen Zug, den Daun abermals nöthig machte. Dieser Feldherr hatte sich seit des Königs Entfernung aus der Lausiz plözlich nach Dresden gewendet, um nicht nur diese Hauptstadt zu überraschen, sondern auch, in Verbindung mit der Reichsarmee, ganz Sachsen von den Preussen zu befreien. Es war aller Anschein vorhanden, daß ihm diß gelingen würde: denn es befanden sich in diesem ganzen Churfürstenthum nicht 20,000 Preußen. General Fink hatte seit Heinrich's Abwesenheit, neben dem General Itzenbliz, das eigentliche Commando und betrug sich dieser Ehre durchaus würdig. Daun agirte also: er schickte die Reichstruppen, die

der Herzog von Zweibrücken befehligte, gegen die Städte Freiburg, Torgau und Leipzig; er selbst blieb mit den Oestreichern vor Dresden. Gegen iene hatte aber der König die Generale Dohna und Wedel abgeschickt, die nicht nur iene Städte retteten, sondern auch den General Haddick und den Prinz von Zweibrücken bis nach Hof und Baireuth in ihre Winterquartiere verscheuchten. Daun, der am 7 Novemb. bei Lohmen über die Elbe gegangen war, schien es dißmal mit der Eroberung von Dresden ernstlicher als vorhin zu meynen. Fink lagerte bei der Vorstadt von Neudresden, als iener Anstalt machte, sich der Pirnaischen Vorstadt zu bemächtigen. Schmettau war noch Befehlshaber der Stadt und konte von Fink unterstüzt werden. Hier trat aber auch der traurige Zeitpunct wirklich ein, indem am 10 Nov. der Commendant diese prächtige Vorstadt niederbrennen lies, nachdem schon vorher in alle Zimmer unter die vortreflichsten Meubles brennbare Materialien vertheilt worden waren. Daun lies bei diesem Brand neue Drohungen über Schmettau ergehen, allein dieser sezte ihm seine ehemalige Entschlossenheit entgegen und berufte sich auf Nothwehr. Der oestreichische Feldherr be-

fand

fand sich in einer mißlichern Lage, als die belagerten Preußen selbst. Jener muste den jungen Hof schonen, der sich in der Stadt befand, und muste doch auch gewärtig seyn, daß ihm der König, der aus Schlesien schon wieder im Anmarsch war, zu plözlich auf den Hals käme; mit den Städten Torgau und Leipzig war es auch nicht gelungen; er gab also die Belagerung auf und kehrte am 15 Nov. von Grünau nach Böhmen zurück, wo er seine Truppen in die Winterquartiere legte. Der König, welcher schon bis zum Weisenberge gekommen war, begab sich gar nach Dresden, um daselbst die Einrichtungen wegen der Winterquartiere für seine Armee zu machen, kehrte aber am 14 Dezember wieder nach Breslau zurück, wo er das Hauptquartier errichtete So bald seine Truppen gehörig vertheilt waren, schickte er noch ein Corps gegen die Schweden, die während der Abwesenheit der Preußen zwar ziemlich kosakisch in den Provinzen gehauset, aber keine einzige wirklich große That in diesem ganzen Feldzuge ausgeführt hatten. Im October dieses Jahrs waren sie nur noch 5 Meilen von Berlin; allein Wedel schlug sie nicht nur bei Fehrbellin mit Nachdruck zurück, sondern sie wurden auch nach-

her von Manteufel mit noch geringerer Macht biß nach Stralsund verwiesen, wo sie sich in den ihnen gegönnten Cantonnirungsquartieren überglücklich fühlten.

So war denn am Schluß dieses Feldzugs, im November, der König wieder im Besiz aller seiner Länder, Preußen ausgenommen. Aber wenige Feldzüge werden auch ie mit so viel Mühseeligkeiten begleitet gewesen seyn, als es dieser war. Die Märsche des Königs aus

Schlesien nach Mähren;
Aus Mähren durch Böhmen nach Schlesien;
Aus Schlesien nach der Neumark;
Aus der Neumark nach Sachsen;
Aus Sachsen nach Neiße;
Von Neiße wieder nach Sachsen,
und dann der König alleine

wieder nach Breslau zurück, betragen ohne diese lezte Reise, zusammen über 280 deutsche Meilen. Diese Wege mit einer regulären Armee, mit allen dazu nöthigen Fuhren und Proviant zurücke legen, ist mehr, als gewöhnliche Feldherren ie geleistet haben. Am meisten unterstüzte ihn sein damaliger Staats- und Kriegsminister in Schlesien, von Schlaberndorf, den eben so viel Enthusiasmus für die Sache seines

Kö-

Königs, als Klugheit in seinen für die Armee getroffenen Anstalten belebte.

So waren denn abermals über 130,000 Menschen in diesem Jahre auf die Schlachtbank geliefert worden, ohne daß die Mächte dadurch zum Frieden geneigter worden wären. Rußland wurde von Friedrichs Feinden gespornt, ienen Schimpf zu rächen, den dessen Armee bei Zorndorf erlitten hätte und gelobte von Stund an, weit nachdrucksvoller zu verfahren. Oestreich schien vorzüglich den Gedanken zu unterhalten, daß es doch am Ende dem Könige von Preußen an Mitteln zur Fortsezung des Kriegs fehlen müßte und suchte ihn also zu ermüden. Frankreich, das seinen friedfertigen Minister exilirt hatte, lies durch dessen Nachfolger, von Choiseul gleich bei seinem Eintrit ins Ministerium einen neuen Allianztractat am 30sten Dezember des Jahrs 1758 zu Versailles mit Oestreich schließen, welcher den ehemaligen geschlossenen Bund noch enger zusammen ziehensollte. In diesem Vertrage waren „Schwächung der schädlichen Macht des Königs von Preußen, Rückgabe von Schlesien an Oestreich und Genugthuung für die von ihm bekriegten Mächte ꝛc. die Hauptgegenstände, welche sich nicht nur die

beiden Parteien einander garantirten, sondern wozu sie auch Kaiser und Reich, Rußland, Schweden und Pohlen einluden. Friedrich hatte sich schon seit geraumer Zeit vielfältige Mühe gegeben, von irgend einer andern auswärtigen Macht sich entweder Hülfe, oder seinen Feinden eine Zerstreuung zu bewirken; hatte in dieser Absicht, besonders bei den Türken, um sie gegen Oestreich in Bewegung zu sezen, große Summen hingegeben; allein vergeblich. Die Türken benuzten den Augenblick, nahmen auch Geld von Oestreich und Frankreich und versprachen Frieden zu halten. Es blieb also dem Könige nichts übrig, als sein Geist und seine Armee. So sehr auch iener, wie aus dem Briefwechsel mit einigen seiner Freunde erhellet, damals öfter das niederdrückende seiner Lage fühlen mochte, zumal da er der ersten seiner Lieblinge durch den Tod beraubt worden war; so männlich wust' er sich doch immer aufrecht zu erhalten und selbst iedem neuen Sturme Troz zu bieten. Die Armee wurde durch iunge Mannschaft aus Sachsen, Anhalt, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern und sogar aus einem Theil von Pohlen ergänzt und, da der König seine Leute ununterbrochen prompt bezahlte, so fehlte es ihm gar

nicht

nicht an freiwilligem Zulauf. Das einzige Mittel, wodurch er diß möglich machte, blieb die Verringerung des innern Werths der Münzen, ein Mittel, welches bei dem großen Nachtheil den es bei sich führte, doch die größere Menge seiner Unterthanen am wenigsten beschwerte und nach des Königs eigenen Worten, war es auch unter den damaligen Umständen das einzige, wodurch der Staat erhalten werden konte. Dafür machte der König nie neue Auflagen in seinem Lande; erpreste nie Steuern und Gaben von Provinzen, die den Plünderungen der Feinde waren ausgesezt gewesen und sorgte, so viel sichs thun lies, immer für die Bestellung der Felder und Erhaltung der Saaten, damit die Seinen im Winter und im nächsten Feldzuge den nöthigsten Proviant und Futter immer vorräthig haben möchten.

In dem dißiährigen Winterquartier begann er ienen schönen Briefwechsel mit Fouquet, der besonders seine kriegerischen Angelegenheiten im nächsten Feldzuge enthält und biß zum October des folgenden Jahrs fortgedauert hat. Dieser General, der dem Könige schon Gesellschafter zu Rheinsberg und bei seinen Arrest zu Küstrin treuer Beistand gewesen war, auserdem aber

auch

auch seit Friedrichs Regierungs-Antritt um den Staat die bewährtesten Verdienste hatte, wurde vom Monarchen in diesem Jahre unter andern dadurch ausgezeichnet, daß er ihm am 23 Dez. ein Geschenk von 2000 Thalern mit folgendem Schreiben in sein Winterquartier nach Oberschlesien übermachte. „Mein lieber Freund, hier schicke ich Ihnen das Schärflein der Wittwe; nehmen Sie es mit so gutem Herzen an, als ich es für Sie bestimmte; es ist eine kleine Unterstüzung, der Sie in diesen bedrängten Zeiten wohl bedürfen können. Zugleich überschicke ich Ihnen auch einige Betrachtungen, welches die einzigen Früchte sind, die ich in meinem lezten Feldzuge eingesammelt habe.„ Diese bestunden in einem eigenhändigen Aufsaz über die Art mit den Oestreichern Krieg zu führen. Der König verlangte dabei, daß auch Fouquet ihm seine Bemerkungen mittheilen sollte und er that es; denn dieser Feldherr war einer von den wenigen, die den Krieg nach Grundsäzen führten und das Ganze eines Feldzugs zu übersehen wusten. Nur ein Paar Worte aus der vortreflichen Einleitung der Bemerkungen des erstern. „Ich will Sie hier nicht an die Methode erinnern, der ich mich bediente, um mich

gegen

gegen den Koloß zu stämmen, der über mich zu stürzen drohete; eine Methode, welche nur durch die Fehler meiner Feinde, durch die Langsamkeit, die meiner Thätigkeit zu statten kam, durch die Trägheit, nie die Gelegenheit zu benüzzen, brauchbar wurde, und daher nicht zur Vorschrift dienen kan. Das strenge Gesez der Nothwendigkeit hat mich oft bewogen, viel aufs Ungefähr ankommen zu lassen. Hier kommt es darauf an, sich von dem System, welchem die Oestreicher in diesem Kriege folgen, einen richtigen Begriff zu machen; denn ich halte mich an diese, als an diejenigen, welche unter allen meinen Feinden das Kriegsmetier am weitesten gebracht haben. Sie werden sehr viel Kunst in ihrer Taktik bemerken, eine auserordentliche Vorsicht bei der Wahl ihrer Feldlager, eine große Kenntniß der Gegenden, wohlunterstüzte Anordnungen, eine Klugheit nichts zu unternehmen, als mit der grösten Gewißheit es zu erreichen, und sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen. — Ohne zu erröthen müssen wir in der Manier unserer Feinde das nachzuahmen suchen, was uns gut zu seyn scheint.„ So dachte der große König bei den Vorzügen seiner Feinde! Fouquet sagte unter andern in

seinem

seinem Danksagungsschreiben: „daß ihn der König über alle seine Wünsche reich gemacht habe. Aus seiner Grosmuth urtheile er, daß seines Königs Schäze noch unerschöpflich seyn müsten„ worauf sich aber Friedrich am 9 Jan. 1759 also gegen ihn erklärte: „Ich bin nicht so reich, wie Sie wohl denken, mein lieber Freund! aber durch gar vieles Nachsinnen hab' ich mein Kapital für den künftigen Feldzug ausgemittelt, so, daß von iezt an, biß Ausgangs Februars, alles richtig bezahlt seyn wird. Mit Ihnen und ein Paar Freunden hab ich mich in das getheilt, was mir zu meinem Gebrauch noch übrig blieb; also können Sie mich eher mit dem armen Irus als mit dem reichen Krösus vergleichen. — Adjeu mein lieber Freund, ich wünsche Ihnen Glück und Gesundheit zum neuen Jahr; umarme Sie vom ganzen Herzen und versichere Sie meiner Zärtlichkeit und Achtung, die nur mit meinem Leben aufhören wird.„

Sorge für die Wiederherstellung der Armee; Theilnahme an den übrigen Regierungs-Angelegenheiten seiner Länder; Untersuchungen über treulose Unterthanen; schriftliche Unterhaltungen mit seinen entfernten Freunden; musikalische und dichterische Beschäftigung, verkürzten dem Könige

ge die kurzen Wintermonathe zu Breslau, wobei er die kränklichen Anfälle auf seinen Körper nur wenig achtete. Briefe an Voltaire bestätigen diß und zeugen zugleich von seiner grösten Entschloßenheit, mit der er dem nächsten Feldzuge entgegen sah.

(1759) Es wurde immer mehr Gewohnheit, die Truppen auch im Winter hie und da agiren zu lassen. Wie wenig sich besonders die Preußen aus dieser rauhen Jahrszeit, wenn die Noth es erfoderte, zu machen pflegten, diß musten theils die Schweden, theils auch die Reichsarmee empfinden. Jene hatten selbst in der Neujahrsnacht keine Ruhe vor ihnen; und diese, welche mit 8 kaiserlichen Regimentern in Thüringen vorrückten, wurden schon im Februar durch Knobloch und Urf, die der Prinz Heinrich und der Prinz von Braunschweig detaschirte, zurückgeworfen. Da sie aber den nemlichen Zug noch einmal versuchten, so rückte ihnen der Erbprinz von Braunschweig selbst entgegen und schlug den General Arberg bei Wasungen so nachdrücklich, daß er mit seinem Corps zum zweitenmale flüchtig werden muste. Indessen hatten aber auch die Franzosen den Winter dazu benuzt, daß sie Frankfurth am Main, durch welche

Stadt

Stadt sie nur einen Durchmarsch verlangt hatten, förmlich besezten und zu ihrem Hauptquartiere machten. Dieser Vortheil der Franzosen war wichtig; Ferdinand zog daher alle seine abgeschickten Corps in Fulda zusammen, um iene nicht nur aus dem Besiz dieses Vortheils zu bringen, sondern auch überhaupt die Magazine der Franzosen in der Gegend umher zu zernichten, um dadurch die Plane der Franzosen auf Hessen zu vereiteln. Ferdinand nahm seinen Weg über Frankfurth und machte während seines Marsches verschiedene französische Detaschementer zu Kriegsgefangenen. So kam er bis zum Dorfe Bergen, ohnweit Frankfurth. Mit der Voraussezung, es würden sich nur einige Bataillone daselbst befinden, lies er diesen für ihn wichtigen Posten am 13 April angreifen. Die Verbündeten musten gegen ein Dorf, das von 8 Bataillons deutscher Truppen in französischem Sold besezt war, anrücken, musten über Hohlwege, Zäune, Weinberge und Hecken klettern; musten gegen eine Anhöhe, die Broglio hinter diesem Dorfe mit den nächsten besten Brigaden besezt hatte. Nichts desto weniger that der Prinz von Isenburg mit den hessischen Grenadiers einen muthigen Angriff, wobei ihn der

Erb-

Erbprinz von Braunschweig sehr glücklich unterstüzte. Da aber Broglio, durch eine geschickte Bewegung, den Alliirten in die Flanken fiel, so wurden die biedern Hessen, die des Ruhms ihrer Väter würdig gefochten hatten, zurückgeschlagen und ihr Anführer, Prinz von Isenburg, erschossen. Ferdinand lies die Angriffe auf das Dorf dreimal erneuern, eroberte auch wirklich den untern Theil desselben: da ihm aber der obere unüberwindliche Hindernisse entgegen sezte; so unterhielt er, während dem großen Ueberrest des Tages, eine lebhafte Kanonade, täuschte den Feind immer mit Anstalten, als wolle er das Treffen erneuern, und zog sich durch diese List in der nächsten Nacht, von Broglio unangefochten, nach Hessen zurück. Prinz Ferdinand verlohr zwar nur 2,000 Mann: allein die Feinde blieben nun im Besiz von Frankfurth und vom Main, auf welchem sie alle nöthige Zufuhren erhalten konten. Doch dieser Vorfall unterbrach die glücklichen Fortschritte des Herzogs nur auf kurze Zeit und Friedrich, der viel darauf gerechnet hatte, wurde durch andere erfreulichere aus Böhmen, schadlos gehalten. Prinz Heinrich war nemlich mit dem General Hülsen in diß Königreich, um die Mitte des Aprils,

der rauhen Gebirgsgegenden in dieser Jahrszeit ohnerachtet, eingedrungen. Hülsen, der seinen Marsch über Basberg gemacht hatte, nahm bei Priesniz das Corps des General Reinhardt's, das aus 2500 Köpfen bestund, gefangen, ohne daß ein Mann davon entkam; ging dann nach Saaz und Heinrich nach Budin, wo sie beide alle Lebensmittel und Magazine, die die Oestreicher in diesen Gegenden gehäuft hatten und wovon eine Armee von 50,000 Mann auf 7 Monathe lang unterhalten werden konte, theils durch Feuer, theils auch auf andere Art zernichteten oder wegnahmen. Als Prinz Heinrich auf diese Weise, um mit Friedrichs Ausdruck zu reden, die Entwürfe des vom Pabst geweiheten Generals (des Daun) verrückt hatte, daß er nun nur defensive zu Werke gehen muste; so beschloß iener einen ähnlichen Streich gegen die Reichstruppen auszuführen, um diese von den sächsischen Gränzen zu entfernen. Diß wurde noch im Mai bewerkstelligt. Nachdem Heinrich sein Corps bei Zwickau zusammen gezogen hatte, lies er es unter Fink über Adorf und Asch, unter Knobloch über Saalburg gegen Cronach, Bamberg und Würzburg rücken, indeß die Hauptarmee über Hof, Münchsberg,

biß

biß Baireuth eben so siegreich, als die seitwärts abgeschickten Truppen, einher zog. Nicht nur die Reichsarmee, sondern auch der oestreichische General Macquiere wurde mit Verlust aus allen diesen Gegenden biß nach Nürnberg zurückgescheucht. Ueberhaupt verlohren die Reichstruppen während dieses Wonnemonats alle ihre Magazine, 3,000 Mann und 60 Officiere vom ersten Rang. Von Seiten der Verbündeten hatte der Erbprinz von Braunschweig das Seinige redlich dazu beigetragen, indem er ins Würzburgische vorgedrungen war. Glücklich auf dem ganzen Zuge führte Heinrich im Anfange des Junius seine Truppen wieder nach Sachsen zurück, wo die Oestreicher einen Einfall aus Böhmen versucht hatten; der Erbprinz aber vereinigte sich in Hessen wieder mit Ferdinand seinem Oheim. Laß uns den Feldzug dieser Helden nur mit einem Blicke überschauen, du wirst finden, daß er vom August biß zum Dezember, aus einer Reihe der vortreflichsten Thaten bestehet. Denn obgleich die Franzosen seit ihrem Siege bei Bergen immer vorwärts rückten, Cassel wegnahmen, Minden überfielen, Münster nach einer förmlichen Belagerung eroberten, eine Menge Gefangene machten, den Ver-

bündeten die Magazine verwüsteten und diese von der Weser abzuschneiden suchten, so hemmte doch Ferdinand ihre glücklichen Fortschritte gerade in dem Zeitpuncte, wo sie ins Hannöverische einzudringen sich anschickten. Es kam nemlich bei Minden am 1sten August zu einer blutigen Schlacht, bei welcher zwar der französische General Contades den Prinzen, so wie ihn dieser gelockt hatte, angriff, aber auch mit einem Verluste von 3000 Toden und 3000 Gefangenen geschlagen wurde. Den klugen Anstalten Ferdinands und der eben so geschickten Ausführung des Erbprinzen muste dieser Sieg vorzüglich verdankt werden. Lezterer wurde nemlich, um die Franzosen aus ihrer glücklichen Stellung zu bringen und ihnen in den Rücken zu fallen, nach Gohfeld geschickt, wo er den Düc de Brissac mit einem Corps von 6000 Mann antraf und schlug. Friedrich selbst gestund, daß dieser Schlag eben so entscheidend, als die Schlacht selbst gewesen sey. Seit diesem für die Franzosen höchst unglücklichen Tage musten diese einen vortheilhaften Posten nach dem andern räumen, über die Weser gehen und alle in diesem Feldzuge erlangte Vortheile wieder aufgeben. Diese traurigen Schicksale der

Besieg-

Besiegten verursachten, daß der französische Hof seine Truppen zu verstärken suchte; und weil doch von ieher immer ein Deutscher den andern selbst besiegen muste, wenn eine ihrer Völkerschaften besiegt werden sollte, so schloß er einen Vertrag mit dem Herzog von Wirtemberg, vermöge dessen dieser 12,000 Mann an Frankreich liefern, sie aber in eigener Person, wie er sich vorbehalten hatte, kommandiren sollte. Der Herzog kam im October in Franken an, und wurde von Broglio nach Fulda geschickt, woraus bisher die Verbündeten ihre Lebensmittel gezogen hatten. Der Erbprinz von Braunschweig ging hierauf flügelschnell von der Armee ab und erschien in dem unerwartetsten Zeitpuncte vor den Thoren der Stadt Fulda, wo der Herzog gerade einen Ball angeordnet hatte; er drang in dieselbe; viele Wirtemberger wurden niedergehauen; andere zogen in der Verwirrung umher und 1200 musten sich als Gefangene ergeben.

Diese und noch viele andere glückliche Unternehmungen hatten die Verbündeten am Ende des Feldzugs wieder in den Besiz aller der Länder gebracht, die sie vor der Kriegserklärung inne gehabt hatten. Zwar versuchte es Broglio

noch gegen das Ende des Dezembers, den Herzog Ferdinand in seinen Cantonnirungsquartieren zu überfallen; allein dieser wies ihn nicht nur nachdrücklich zurück, sondern verursachte ihm auch durch ähnliche Ueberfälle vielfältigen Abbruch, biß endlich Ermüdung und Kälte ihn nöthigte, seine Truppen in Cassel und Westphalen in Winterquartiere zu legen. Die Franzosen nahmen die ihrigen in der Gegend von Frankfurth.

Eine ganz andere Gestalt hatte indessen der Feldzug des Königs selbst bekommen. „Es würde, schreibt er, um die Preußen geschehen gewesen seyn, wenn ihre Feinde, die zu siegen wußten, auch verstanden hätten, ihre Siege zu nützen.„ Friedrich hatte in diesem Frühjahr den Krieg nur vertheidigungsweise geführt, war lange bei Landshut gelagert geblieben, um einen günstigen Augenblick zum Kampfe mit Dauns Armee abzulauern, diese zu schlagen und dadurch ihre vorhabende Vereinigung mit den Russen zu verhindern. Seine damaligen Umstände schilderte er in einem Briefe an d'Argens also: „Unsere heroischen Thorheiten machen mir hier viel zu schaffen. Der Feind, den ich in der Gegend von Schlesien vor mir habe, ist 90,000

Mann

Mann stark und ich kan ihm nur mit 50,000 widerstehen. Ich muß abwarten, was das Schicksal wird beschlossen haben. Meine Philosophie soll durch keinen Erfolg gestöhrt werden. Ich sehe wohl, mein lieber Markis, daß Sie eben so verblendet sind, als das Publikum. In der Ferne kan zwar meine Lage einen gewißen Glanz von sich werfen; kämen Sie ihr aber näher, so würden Sie nur undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt gibt; der Ort sey, wie er wolle, für mich ist dieser Nahme nicht mehr schicklich. Kurz, lieber Markis, ich bin alt, traurig, verdrüßlich, fange an grau zu werden, habe die Hälfte meiner Zähne verlohren und — ich rede aufrichtig mit Ihnen — habe verlohren meinen frohen Sinn, mein Feuer, meine Lebhaftigkeit. Alles diß sind Wirkungen nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen. Diese Betrachtungen versezen mich gerade in den Zustand, in welchem ein Mensch seyn muß, der bestimmt ist, sich auf Leben und Tod zu schlagen: mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man muthiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Bedauern.„ In dieser Seelenstimmung also, wobei er seine Gesundheit gar nicht

in Anschlag brachte, traf er seine mannigfaltigen Anordnungen gegen die Oestreicher, vergaß aber auch dabei die Russen nicht, welche in Detaschementern durch Polen wieder herbei zogen und die preußischen Staaten mit einem neuen Einfall bedroheten. Diß erweckte beim Könige den Gedanken, ihnen unter dem General Dohna ein starkes Corps entgegen zu schicken und sie einzeln, noch während ihres Marsches, schlagen zu lassen. Da aber dieses Corps nicht gehörig geführt wurde, die Generale Uneinigkeit unterhielten und dabei die nöthige Wachsamkeit versäumten, so wurde dieser Zug die Haupturfache von allem Ungemach, welches den König in diesem Jahre traf. Beide Armeen, die dohna'ische und russische, welche Soltikow in diesem Jahre befehligte, rückten einander immer ganz in der Nähe in das Brandenburgische ein, um sich daselbst ihres Hungers zu erwehren. Der König, mißvergnügt über Dohna, daß er die Russen, besonders bei Meseriz in Polen, nicht angegriffen hatte, schrieb ihm: „Sie sind zu kränklich, um den Oberbefehl länger zu behalten. Sie werden wohl thun, wenn Sie sich nach Berlin oder an einen andern Ort begeben, wo Sie ihre Gesundheit wieder herstellen können. Leben Sie wohl!„

Zu-

Zugleich schickte er den General Wedel zu diesem Corps ab, welcher wie Dictator den Oberbefehl dieses Heeres mit unumschränkter Gewalt übernehmen muste, ob er gleich nicht der älteste General in der Reihe war. Dieser kam am 22 Julii in Züllichau bei der Armee mit dem mißlichen Auftrag an, unangefragt eine Schlacht zu liefern, wenn er die Vereinigung der Russen mit den Oestreichern nicht auf andere Art vereiteln könte. Mißlich nenn' ich den Auftrag; denn Wedel kannte weder seine Truppen, noch seine Feinde, noch die Gegend. Und doch war kein Tag mehr zu versäumen, wenn er den Absichten seines Königs gemäs handeln wollte. Er griff also die Russen am 23 Jul. bei Kay in einem vortheilhaften Posten an — must' aber, nach einem dreistündigen blutigen Gefechte, mit einem Verlust von 5000 Mann ienen das Schlachtfeld überlassen. Nun war es Zeit, daß Friedrich selbst dem Vorrücken der Russen ein Ziel zu sezen suchte, wenn er ihnen nicht Berlin Preis geben wollte. Er lies also seinen Bruder Heinrich aus Sachsen nach Sagan kommen, um während seiner Abwesenheit die Armee in Schlesien zu befehligen und vorzüglich die Gemeinschaft der Oestreicher mit den Russen

zu verhindern. Am 28 Jul. war Heinrich am Orte seiner Bestimmung und schon am folgenden Tage eilte Friedrich an der Spize einiger Regimenter aus Schlesien am linken Ufer der Oder hinab, ging den 11 August unterhalb Frankfurth bei Reitwein über diesen Strom, und stellte sich, mit dem wedelischen und finkischen Corps vereinigt, zwischen Trettin biß Bischoffsee, den Russen gegenüber, welche zwischen Frankfurth und Kunnersdorf lagerten, in Schlachtordnung. Aller Aufmerksamkeit der Preußen ungeachtet, war doch Laudon bereits mit ansehnlicher Verstärkung zu den Russen gestoßen, daß also der König eine Macht von 70,000 Menschen mit 40,000 zu schlagen hatte. Nur von einem Pagen und Adjutanten begleitet, ritt der König aus, um den Feind zu rekognosciren. Der König stieg ab, legte sein Seherohr auf des Pagen Schulter, indeß die Russen anfingen nach ihnen zu feuern. Der Adjutant warnte hierauf den König, der sich umkehrte und ihm die Erlaubniß gab zu gehen, wenn er sich fürchten sollte. In diesem Augenblick streckte ein Kanonenschuß das Pferd des Pagen zu Boden. „Du sollst ein anderes für die Mähre haben„ sagte Friedrich und vollen-

dete

dete seine Beobachtung. Schon ging es wieder aufs Lager zu, als der Page wieder umkehren und den Sattel vom toden Pferde schnallen muste. So weit hatte es Friedrich im Kampfe mit häufigen Gefahren gebracht, daß ihm ihr Schreckliches natürlich und dadurch wenig schrecklich ward; so weit wollte er es auch mit denen bringen, die einmal Leib und Leben ihm gelobet hatten. Nach einer weisen Disposition, die der König am Tage vor der Schlacht gemacht hatte, sezte er sich am 12 August des Morgens um 3 Uhr, von dem Dorfe Oetscher aus, mit der Armee in Bewegung. Sie muste große Umwege über Teiche und Waldungen machen; hiebei die beste Zeit und die besten Kräfte verschwenden, biß sie mit ihrem Geschüz an Ort und Stelle kommen und den Angriff auf die Flanke des linken rußischen Flügels unternehmen konte. Dieser wurde nun von drei preussischen Batterien beschossen, welches aber die Russen durch hundert Kanonen erwiederten. Endlich lies der König die feindlichen Batterien bestürmen, wobei denn auch die preußischen Grenadiers, unerachtet das Kartätschenfeuer sie in vollen Lagen traf, nicht abließen, biß sie mit gefälltem Gewehr einige Batterien der Russen erstiegen

stiegen und diese in ihre lezte Verschanzung auf dem Judenberg getrieben hatten. Der ganze linke Flügel der Russen gerieth in Unordnung und die Preußen waren Sieger; hatten 180 Kanonen erbeutet, einige tausend Gefangene gemacht, und eine fürchterliche Menge niedergemezelt. Es war schon Abends um 6 Uhr, als die Preußen diesen Sieg errungen hatten, den der König durch abgeschickte Courriers in Berlin ansagen lies. Allein das Siegesglück wendete sich plözlich und nun höre über die weitern schrecklichen Auftritte den Anführer der Preußen, den König selbst: „Der Prinz von Wirtemberg, den die Unthätigkeit der Reuterei ungedultig machte, griff zu unschicklicher Zeit iene rußische Infanterie an, welche sich in den Verschanzungen auf dem Judenberge befand. Er ward wirklich zurückgetrieben; allein zugleich verliessen die Feinde eine große Batterie, die sie nahe bei diesem Judenkirchhof hatten. Die preußische Infanterie, die nur 800 Schritte davon stand, that einen Anlauf, sich derselben zu bemächtigen; (man sehe, woran die Siege hängen!) sie war nur noch 150 Schritte davon entfernt, als Laudon, der den von den Russen begangenen Fehler bemerkte, mit seiner Reserve

in

in diese verlassene Batterie einrückte und den Preußen dabei um einige Minuten zuvor kam. Er lies sogleich das Geschüz mit Kartätschen laden und auf die Preußen feuern. Diß brachte sie in Unordnung. Zwar wurden die Angriffe zu verschiedenen malen erneuert; aber es war unmöglich, diese Batterie, welche die ganze Gegend bestrich, zu erobern. Da Laudon bemerkte, daß die Standhaftigkeit der Angreifenden zu wanken begann, schickte er rechts und links einige Haufen Reuterei auf sie. Diß brachte eine allgemeine Verwirrung unter diese Truppen; sie flohen in Unordnung. Der König, welcher ihren Rückzug durch eine Batterie deckte, bekam dabei eine Quetschung; das Pionierregiment ward hinter ihm gefangen und er selbst, der sich zulezt entfernte, würde dem Feinde in die Hände gefallen seyn, wenn nicht Prittwiz, der mit 100 Husaren die auf den König eindringenden Kosaken aufhielt, ihm noch Zeit zur Rückkehr verschaft hätten.„ In der Folge erhielt dieser Retter des Königs von dem Monarchen ein Landgut von 300,000 Thalern am Werth, geschenkt. Ein neuer Beweis, daß Friedrich Verdienste nicht vergaß, wenn er sie auch nicht immer auf der Stelle belohnen konte.

Lau-

Laudon hatte also dem König den Sieg wieder abgerungen. Zwar kam er dem Feinde theuer zu stehen: denn er verlohr in allem 24,000 Mann, der König nur 10,000; aber zugleich nicht nur alle Kanonen, die er vorher den Russen abgenommen hatte, sondern auch noch 80 Stücke von seinen eigenen. Dazu kam noch, daß General Wunsch, der während der Schlacht Frankfurth so glücklich eingenommen hatte, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, nun, nach dem unglücklichen Ausgang des Treffens, iene Stadt wieder verlassen und zur bestürzten Armee zurückkehren muste! Der König sezte sich mit dem Rest seiner Truppen und ohne alles Geschüz, eine Meile weit von dem Schlachtfelde, bei dem Dorfe Oetscher, wo er die Nacht vorher gestanden war. Hier hatte er in dieser ersten Nacht kaum noch 10,000 Mann beisammen; die Generale Seidliz, Prinz Eugen von Wirtemberg, Fink, Hülsen, Itzenbliz, waren verwundet; Puttkammer erschossen; alle Truppen durch Märsche und durch diese lezte Blutarbeit äußerst ermüdet und bestürzt; es hing also dißmal nur vom Feinde ab, ob er durch einen neuen Ueberfall dem Kriege ein Ende machen wollte. Der König schrieb selbst noch an die-

diesem traurigen Abend an den Minister, Grafen von Finkenstein, nach Berlin, daß alles verlohren sey; allein das furchtsame und unentschlossene Betragen seiner Feinde nach der Schlacht gestattete ihm Zeit, abermals auf seine Rettung denken zu können. Da der Monarch in eigener Person seine Truppen dreimal in das Feuer geführt hatte, daß ihm dabei zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden; so überlies er sich in dieser Nacht der Ruhe, worüber sich ein Augenzeuge schriftlich also ausdrückte: „Ich sahe den König unter seinen Regimentern, die nur noch wie Compagnien aussahen, in einem offenen und zerstörten Bauernhause in Oetscher. Hier schlief er auf ein wenig Stroh so vest und so ruhig, als ob er sich in völliger Sicherheit befände. Der Hut lag ihm halb auf dem Gesicht, der Degen bloß zur Seite; zu seinen Füssen schnarchten zwei Adjutanten, aber ohne Stroh; ein Grenadier wachte vor dem Hause. Es scheint also, als wenn Friedrich in Gefahren eben so gut den Schlaf, als die Geistesgegenwart, in seiner Gewalt habe.„ Am folgenden Tage befand sich das königliche Heer schon wieder 18,000 Mann stark und wenige Tage nachher belief sich ihre Anzahl

zahl auf 28,000, welche kurz darauf mit dem Corps, das bisher gegen die Schweden stund, verstärkt und mit Geschüz aus den Vestungen so gut als möglich wieder versehen wurde. Daun drang zwar immer in den rußischen Befehlshaber Soltikow, sein Glück gegen den König weiter zu verfolgen; allein dieser erklärte dem Oestreicher sehr rund: „Mein Herr! in diesem Jahre hab' ich gnug gethan; ich habe zwei Schlachten gewonnen, die Rußland 27,000 Mann kosten. Um mich aufs neue in Thätigkeit zu sezen, warte ich nun, biß auch Sie ihrer Seits zwei Siege werden erfochten haben; es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Souveräne alles allein thun sollen. Wenn ich noch einen Sieg, wie den leztern, erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen.„ — Dieser blutige Tag brachte auch dem tapfern Major Kleist, den nicht blos seine kriegerische Thaten, sondern auch seine vortreflichen Gedichte verewigen, den Tod. Er hatte bereits drei Batterien erobern helfen, als ihm die rechte Hand durch eine Kugel zerrissen wurde; er nahm den Degen in die linke und rückte auf die vierte Batterie los: allein ein Kartätschen-

schuß

schuß zerschmetterte ihm den rechten Fuß; er stürzte zu Boden; drei Soldaten trugen ihn hinter die Fronte, wo er seinem Schicksal überlassen blieb. Denn ein Feldscherer, der ihn verbinden wollte, stürzte durch einen Kanonenschuß vor seinen Augen zu Boden. Hierauf kamen Kosaken, rissen dem in seinem Blute liegenden Kleist selbst das Hemd vom Leibe und ließen ihn in einem schlammigten Graben liegen. Der Anblick dieses nackten Mannes jammerte rußische Husaren; sie warfen ihm also einen alten Mantel, etwas Brod und ein Achtgroschenstück zu. Allein andere Kosaken nahmen kurz darauf dem Verwundeten diese Almosen wieder ab. So lag der edle Kleist, dessen Herz so bieder, dessen Muse so sanft, dessen Arm so tapfer, dessen Verdienst so groß und dessen Nahme in der Welt so berühmt war, die ganze Nacht ohne allen Beistand, daß endlich das Wasser des Morasts in seine zersplitterten Wunden dringen muste. Erst am andern Tag erkannte ihn der rußische Hauptmann von Stackelberg und lies ihn nach Frankfurth fahren, woselbst er nach einigen Tagen „den Tod fürs Vaterland„ wie er einst vermuthet hatte, starb. — Wenige Tage vor dieser Schlacht war beim

Könige ein vom Prinz Ferdinand abgeschickter Officier, mit der Nachricht des Siegs bei Minden angekommen. Friedrich befahl diesem, einige Tage zu warten, um das Gegencompliment zu empfangen, das er für den Herzog bestimmt habe. Nach der Schlacht meldete sich also dieser Officier wieder beim Könige, der ihn also bedeutete: „es thut mir leid, daß die Antwort auf Ihre gute Botschaft nicht besser ausgefallen ist. Indeß wenn Sie auf Ihrem Rückzug noch glücklich durchkommen und nicht schon Daun in Berlin und Contades in Magdeburg finden, so können Sie den Herzog versichern, daß noch nicht viel verlohren sey.„ Diesen hingeworfenen Gedanken suchte auch d'Argens, sein wahrer Freund in der Noth, in seinen Briefen, die er damals schnell hinter einander an den König schrieb, biß zur Ueberzeugung bei ihm zu beleben. „Es begegnet Ihnen nichts, Sire! als was auch Cäsar'n, Türennen, und, mehr als einmal, dem großen Condé begegnet ist. Wenn Sie nur den Vorsaz fassen, ganz Herr über sich selbst zu seyn, für Ihre Gesundheit zu sorgen, und die Hülfsquellen zu benüzen, die Ihre Einsichten Ihnen darbieten, so wird in Kurzem alles wieder gut gemacht

seyn.

seyn. Wo ist der Fürst, der Held, der nicht zuweilen dem Strome des Zufalls hätte weichen müssen?„ In diesem Tone suchte dieser warme Freund den König aufzurichten, der es nur zu lebhaft fühlte, daß seine Lage mißlicher war, als iemals, ob er es gleich äußerlich sorgfältig den Seinigen zu verbergen suchte. Das einzige damalige Glück des Königs war die Furcht, womit ihn seine Feinde noch immer betrachteten; die Furcht, mit der sie ihn noch in dem Zeitpunct betrachteten, da er von Sachsen und Schlesien abgeschnitten, da die Reichsarmee bei Heinrichs Abwesenheit in Sachsen eingebrochen, da die Vereinigung der daunischen Armee mit der soltikowischen unaufhaltbar, da Berlin und iedes andere Land des Königs den feindlichen Armeen offen war. Dieses furchtsame Zögern der Feinde und den Mangel an Uebereinstimmung bei ihren Absichten, benüzte der König vorzüglich dazu, eine Stellung zu nehmen, wodurch er Berlin decken konte. Denn es war bei ihm beschlossen, lieber den lezten Mann aufzuopfern, als zuzugeben, daß der Feind sich ungestraft dieser Stadt bemächtigte; es war bei ihm beschlossen, den ersten, der sich ihr nähern würde, anzugreifen, weil er lieber mit den Waffen

in der Hand für sein Vaterland kämpfend sterben, als unter dessen Augen erst nach und nach aufgerieben werden wollte. Indessen nahmen die Sachen hier bald eine weit günstigere Wendung, als es Anfangs zu erwarten stund. Prinz Heinrich, den der König bei der Armee in Schlesien gelassen hatte, nöthigte die Oestreicher, durch die Zerstöhrung ihrer Magazine, welche hinter ihnen waren, sich wieder von dem Churfürstenthum Brandenburg und den Russen zu entfernen und an die sächsische und böhmische Gränze zurück zu ziehen. Dieser Abzug der oestreichischen Armee und der Mangel an Fütterung bewog auch die Russen, ihren Standort bei Frankfurth zu verlassen und sich in die Lausiz zu ziehen, wo nachher im September auf einmal vier starke Armeen sich aufhielten. Friedrich folgte den Russen auf dem Fuße nach. Die zwo Schlachten also, welche diese innerhalb 4 Wochen gegen die Preußen gewonnen hatten, schienen noch immer wenig oder keine Veränderung in dem Verhältniß des Königs zu seinen Feinden hervorzubringen. Allein plözlich zieht sich nun um deinen geliebten Helden eine Kette von Unglücksfällen, wie er sie noch nie erlebt hatte. Veranlassung — aber nur entfernte Veranlassung

dazu

dazu gab die lezte verlohrne Schlacht. Nach dieser hatte Friedrich dem Commendanten in Dresden, Schmettau, geschrieben, daß, wenn es ihm bei dem iezigen traurigen Vorfalle unmöglich werden sollte, sich in Dresden zu halten, er wenigstens suchen müsse, die Garnison, mit allem, was darinnen sey, zu retten. So bald aber der König der Uebermacht bei Frankfurth etwas los war, so schickte er Dresden den General Wunsch zu Hülfe, der aber gerade erst an dem Tage vor Dresden ankam, an welchem Schmettau die Capitulation mit dem Feinde unterzeichnet hatte. Die Geschichte, wie diese Stadt aus preußischen Händen kam, ist zu seltsam und zu wichtig, als daß ich dir nicht noch einige Umstände davon mittheilen sollte. Du weißt, daß schon verschiedene vergebliche Versuche von den Oestreichern waren gemacht worden, sich dieser Stadt zu bemächtigen; dißmal benuzten sie, in Vereinigung mit den Reichstruppen, zu dieser Absicht abermals die Abwesenheit des Königs und sein erlittenes Unglück. Lange sezte der Commendant den Drohungen der Belagerer gleich fürchterliche entgegen, lange schlug er iede noch so ehrenvolle ihm angetragene Capitulation aus, als endlich die Nach-

richt von der unglücklichen Schlacht und die ungeheure Geldsumme, die in Dresden zu retten war, ihn bestimmte, die Capitulation in der Stunde zu unterzeichnen, wo seine, ihm aber unbewuste, Hülfe am nächsten war. Wunsch war bei der Vorstadt angekommen und mit ihm neuer Muth in die preußische Besazung, die gerade die Stadt verlassen sollte. Der Plazmajor, der nicht an die Capitulation gebunden seyn wollte, foderte die Hauptwache auf, ihm zu folgen und die Feinde wieder aus dem einen Thore zu treiben, welches sie bereits besezt hatten; allein der wachhabende preußische Officier verweigerte ihm zu gehorchen; im Eifer drückte iener eine Pistole auf diesen ab, die zwar nicht traf, wohl aber den wachhabenden Officier vermochte, auf ienen so nachdrücklich feuern zu lassen, daß er auf der Stelle blieb. Wunsch muste also wieder vor den Vorstädten umkehren und Dresden blieb für die Preußen verlohren! Schmettau muste es noch als ein Glück ansehen, daß er die 5 Millionen Gelder, die sich in der Stadt befanden und die Besazung noch retten konte. Nichts desto weniger entfernte in der Folge der König diesen General aus seinem Dienste, weil er die Vestung schon (am 4ten

Sept.)

Sept.) übergeben habe, ohne daß noch ein Laufgraben geöfnet oder eine Bresche gemacht gewesen sey. Vermuthlich war es auch eine unglückliche Stunde, in der diesen General bei der Berechnung der ihn umgebenden Gefahren und der großen Geldsummen, die er seinem Könige zu erhalten gedachte, seine ehemalige kriegerische Entschlossenheit so sehr verlies, daß er ienen diese wichtige Stadt aufopfern konte.

Glücklicher war indessen in kleinen Scharmüzeln Wunsch und Fink in Sachsen; die Russen aber, welchen es in der Lausiz an Lebensmitteln gebrach, rückten nach Schlesien fort. Der König, um sie abzuhalten eine Vestung zu belagern, oder das Land zu verheeren, begab sich nach Sagan, nahm daselbst von seinem Bruder Heinrich eine Verstärkung und kam nun den Russen durch schnelle Märsche überall zuvor, besezte alle Päße, daß also dieses zahlreiche Heer Schlesien verlassen muste, ohne nur einen einzigen Vortheil darinnen gehabt zu haben. Aus Verdruß über ein solches Schicksal, verbrannten sie die Stadt Gurau samt allen umliegenden Dörfern und zogen, nachdem sie das ganze Land verheeret hatten, auf Herrenstadt zu. Da sie sich aber auch hier zuvorgekommen sahen,

hen, so verwandelten sie auch diese Stadt durch Feuerkugeln in einen Aschenhaufen und sezten ihren Marsch wieder nach Pohlen fort. Es muste dem Könige um so viel erwünschter seyn, daß er der beschwerlichen Russen für dieses Jahr wieder los geworden war, weil er gerade damals einen heftigen Anfall vom Podagra bekam, weswegen er sich nach Glogau muste bringen lassen: seine Armee aber schickte er unter Hülsen nach Sachsen, wohin der Prinz Heinrich schon im October zurückgegangen war. Nicht nur der Zug dieses großen Prinzen wurde von Kennern bewundert, sondern auch seine Anordnungen in Sachsen selbst, wodurch er alle Bemühungen Dauns, der ihn wieder aus diesem Lande zu treiben suchte, nicht nur vereitelte, sondern auch diesem General ansehnlichen Abbruch in verschiedenen Gefechten that. Dresden befand sich noch alleine von ganz Sachsen in dem Besiz der Oestreicher; ihre Wiedereroberung war des Königs Ziel, weil iene Stadt nicht nur die Winterquartiere sicherte, sondern auch die Oestreicher in beständiger Besorgung wegen Böhmen erhielt. Der König war, seiner noch anhaltenden Schwachheit ohnerachtet, im November selbst von Glogau nach Sachsen

abge-

abgegangen, wo er bei der Zusammenkunft mit seinem Bruder das gegründete Geständniß ablegte, daß Heinrich der einzige Feldherr sey, der während dieses Kriegs keinen Fehler gemacht habe. Alle unparteiische Kenner unterschreiben biß diese Stunde eine Wahrheit, die dem Bruder, der sie erkannte, beinahe eben so viel Ehre brachte, als dem Helden Heinrich, der sie der Welt bewies. Solte nun des Königs Absicht, Dresden wieder zu bekommen, erreicht werden, so muste erst Daun, der ein vestes Lager bei Plauen, unter den Kanonen von Dresden, bezogen hatte, nach Böhmen zurückgenöthigt werden. Durch eine Schlacht war diß unmöglich. Friedrich schickte also von Wilsdruf aus Detaschementer theils in ienes Königreich, theils ins Gebürge, die den Oestreichern die Zufuhren an Lebensmitteln erschweren und auch hie und da Streifereien auf iene machen musten. In dieser Absicht — merke sie, mein Sohn! denn ihr Erfolg ist äuserst wichtig! — detaschirte er auch den General Fink auf Freiberg, der sich dann mit einem starken Corps bei Maxen im Gebürge sezte. Schon vor seinem Abzuge kam diesem General dieser Posten gefährlich vor, daher erdreistete er sich

auch

auch wirklich, dem Könige deswegen Vorstellungen zu machen. Allein dieser antwortete im Tone der Entschlossenheit: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kan; mach er, daß er fortkommt.„ Dabei gab er ihm noch die Befehle: daß er alle schwache Corps, die er vor sich finden würde, angreifen, sich aber bei der Annäherung solcher Schaaren, die ihm überlegen seyn könnten, zurückziehen sollte. So gefärlich nun auch die Stellung dieses Corps für den Daun war, so geschickte Anstalten wuste er zu treffen, um dessen Absichten zu vereiteln. Daun lies dasselbe mit 40,000 Mann am 20sten Nov. angreifen; schrecklicher Tag! Fink stund im Grunde, der Feind auf Anhöhen, alle Päße waren besezt, auf der einen Seite stunden die Oestreicher, auf der andern die Reichstruppen und die Kanonen der erstern trafen gerade die Flanke der Preußen; von allen Seiten, wo diese durchzubrechen versuchten, wurden sie zurückgeschlagen, geriethen durch das vom Feinde angezündete Dorf Maxen und durch die Haubizgranaten der Oestreicher in Unordnung und suchten endlich die Flucht, aber vergeblich. Mitlerweile hatten sie sich ganz verschossen; alle Nachrichten vom König wurden aufgefangen;

Hül-

Hülsen, den er mit 8000 Mann dem Corps zu Hülfe geschikt hatte, konte wegen der schlimmen Wege nicht schnell genug ankommen und auch von dieser Hülfe erfuhren die Eingeschlossenen so wenig, als der König von ihrer traurigen Lage erfahren konte. Fink, dem es bei seinen vielfältigen Gefahren nie an Muth gefehlt hatte, versammelte seine Generale und eröffnete ihnen seinen Vorsaz sich durchzuschlagen, es koste was es wolle; allein diß hies eben so viel als einem ieden erklären, daß er sich geradezu in den Tod oder in die Gefangenschaft stürzen wolle. Es wurde also dieser Vorsaz verworfen und nur General Wunsch machte einen Versuch in der Nacht mit der Cavallerie durchzubrechen, den aber Fink nachher auch wieder zurück rufen muste, weil Daun nur unter dieser Bedingung eine Capitulation annehmen wollte. Doch ich will nun den König selbst über diesen Vorfall reden lassen. „Fink, so heist es in seiner Geschichte, hatte eine der wichtigsten Anhöhen nur von Husaren besezen lassen, gerade dieienige, wo nachher das feindliche Geschüz hingepflanzt wurde; einige preußische Regimenter thaten nicht ihre Schuldigkeit, die Reuterei versuchte zur Unzeit schlecht geordnete Angriffe und die preussischen

sischen Generale, außer Wunsch, behielten bei diesen Unglücksfällen auch nicht einmal einen Schatten von Ueberlegung, weil sie von zweien noch vorhandenen Auswegen durchaus keinen wählten. Am folgenden Tage, am 21sten umringte sie Daun. Wunsch wollte mit der Reuterei durchbrechen; aber Herr von Fink und seine Genossen, denen ihre Bagage mehr am Herzen lag, als ihre Ehre, untersagten ihm alle Feindseligkeiten. Diese Generale begingen die Schwachheit, sich dem Feinde zu ergeben und das Gewehr zu strecken: die Schaar, welche sich so schimpflich als Kriegsgefangene unterwarf, bestund aus 9 Generalen, 500 Officieren und 11,000 Gemeinen„; unter den erstern befand sich auch Wunsch, ob er gleich die Kapitulation nicht unterschrieben hatte; niemand entkam, als einige Husaren, die dem Könige die traurigste Nachricht brachten, welche er noch in diesem Kriege erlebt hatte. Daun schickte 114 eroberte Fahnen, viele Kanonen, Paucken und Trompeten nach Wien, woselbst sie im Triumph in der kaiserlichen Burg aufgeführt wurden. Fink aber und einige andere Generale musten noch nach dem Kriege vor einem Kriegsgerichte erscheinen und wurden von diesem, da ihre Vertheidi-

theidigung, wegen unterlassener Vorsicht und Entschlossenheit, nicht hinreichend zu seyn schien, ihrer Stellen entsezt und zur Vestungsstrafe verdammt. Die gefangenen Infanterieregimenter aber durften seit ienem Unfall den Grenadiermarsch nicht mehr trommeln; wurden also einer Ehre verlustig, gegen die preußische Soldaten nie gleichgültig waren. Du wirst das Schicksal des unglücklichen Fink allerdings bedauernswürdig finden; er, der dem Könige wirklich große Dienste geleistet hatte, wäre vielleicht in einem minder kriegerischen Staate in Rücksicht auf iene, auch wirklich mit einem erträglichern Schicksal belegt worden; allein in einem solchen musten kleine Verschuldungen des Feldherrn, die aber so großes Unheil erzeugten, auch der Nachwelt zur Warnung auffallend gerügt werden. Wie tief diesen Unfall der König selbst empfunden habe, davon zeugt ein Brief an d'Argens: „Das Unglück, schreibt iener, welches dem General Fink widerfahren ist, hat mich so betäubt, daß ich mich noch nicht von meiner Bestürzung erholen kan. Diß bringt alle meine Maasregeln in Unordnung und geht mir tief ins Herz. Das Unglück,

wel-

welches mein Alter verfolgt, hat mich seit meinem Marsche nach Schlesien begleitet. So lange mirs aber möglich seyn wird, werde ich dawider kämpfen. Ich schreibe Ihnen in dem ersten Augenblicke meines Schmerzes; Bestürzung, Gram, Unwille, Aergerniß, nagen insgesamt an meiner Seele. Haben Sie Mitleiden mit meinem Zustande, und machen Sie kein Gerede davon; denn böse Nachrichten breiten sich von selbst zeitig genug aus. Gott befohlen, lieber Markis. Wenn werden doch meine Quaalen sich enden.„ D'Argens tröstete ihn in seiner Antwort also: „der Vorfall bei Maxen ist verdrüßlich, ich gestehe es, aber bedenken Sie, daß er am zwanzigsten des Monats erfolgte, den ein und zwanzigsten desselben Monats zerstöhrte Admiral Howe die französische Flotte; den zwei und zwanzigsten nahmen die Verbündeten Münster weg, und den fünf und zwanzigsten schlug der Prinz, Ihr Neffe, die Wirtemberger.„ — Einige Tage nach diesem großen Fang, kam Daun, noch im lebhaften Gefühl seines Glücks, biß an die Vorposten der Armee des Königs selbst. Es schien, als wollte er nur die Entschlossenheit der Preußen prüfen;

denn

denn da er des Königs Armee in Schlachtordnung fand, sie etwas beschauet und ihre Lust zum Kampfe durch eine lebhafte Kanonade wahrgenommen hatte, kehrte er wieder, ohne einen wirklichen Angriff versucht zu haben, in sein Lager zurück. Der König behauptete sich also nach ienem obigen Verlust nach wie vorhin in Sachsen und war auch so vest entschlossen, diese Provinz nicht zu verlassen, daß er an seinen oft erwähnten d'Argens schrieb: „wir befinden uns hier dem Feinde gegen über in den Dörfern kantonirt. Der lezte Bund Stroh und der lezte Bissen Brod werden entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleibt. Geduld also, biß ans Ende, wir müssen sehen, wie dieser höllische Feldzug ablaufen wird. Seit vier Jahren bin ich im Fegfeuer. Meine Briefe werden Ihnen sehr melancholisch vorkommen; aber warlich! ich kan keine andere schreiben. Wenn das Gemüth unruhig und bekümmert ist, sieht man nichts rosiges.„ Diß war bei den damaligen Umständen des Königs um so weniger zu erwarten, weil ihm am 3 Dezember schon wieder ein neues Unglük traf. Sein tapferer General Dierecke muste sich nämlich unverschuldet

ohnweit Meißen, da er nicht über die Elbe konte, mit 1500 Mann, Geschüz und Gepäck, nach einem blutigen Kampfe an den östreichischen General Beck ergeben. Doch! es schien, als hätte das Schicksal dadurch Friedrichs Feinden nur zeigen wollen, wie viel er verliehren könne, um ihnen noch immer furchtbar genug zu bleiben; denn ob er nun gleich fast die Hälfte von seiner Armee verlohren hatte, so machte diß doch keine Aenderung in seinem einmal gemachten Entwurfe: Sachsen zu behaupten und den Feind auch gar aus dem kleinen Winkel zu vertreiben, den er noch innen hatte. In dieser Absicht lies er, da er eine so große Uebermacht vor sich hatte, zu Ende des Dezembers, den Erbprinzen von Braunschweig mit einem Corps von 12,000 Mann von der alliirten Armee in die Gegend von Freiberg kommen. Der König begab sich selbst in diese Stadt, wo seit dem Unfall mit Fink, auch Hülsen und Kleist sich hingezogen hatten. Hier blieben diese den Winter hindurch gegen den östreichischen General Macquiere stehen, der sich bei Dippoldiswalda verschanzt hatte. An ordentliche Winterquartiere für die Truppen war dißmal nicht zu denken;

keine

keine Armee wollte der andern auch nur einen Fuß breit Landes einräumen. Die preußische bei Wilsdruf, eine Meile von Dresden, bezog zwar am 12ten Jenner Kantonnirungsquartiere in den Dörfern, die zunächst am Lager waren; allein die Zelte im Lager selbst blieben aufgeschlagen und 6 Batallione, welche alle 24 Stunden abgelöset wurden, hatten darinnen die Wache. Diese Wintercampagne, welche noch nie ihres Gleichen in der Geschichte hatte, muste in allem Betracht schrecklich seyn. Der Winter selbst war über alle Maßen hart; der Schnee lag Ellen tief; die Häuser in den Dörfern konten kaum die Officiere fassen; der gemeine Mann muste sich also Brandhütten bauen und Tag und Nacht, wenn er eine gehörige Portion Holz herbei geschleppt hatte, um diese lagern, daselbst halb verbrennen und halb erfrieren, und mit Commißbrod und Wassersuppen sich fast ganz alleine behelfen. Kamen die Soldaten ins Lager selbst, so war es dort noch schlimmer, weil sie hier nur überfrorne Zelten hatten; in diesen legte sich oft ein Mann über den andern, um nur einige seiner Glieder zu erwärmen; andere liefen wie Rasende umher und andere erstarreten

wirklich so sehr, daß sie auch nie mehr wieder zum Leben kamen. Ein glaubwürdiger Augenzeuge versichert, daß dieser Winterfeldzug dem Könige mehr Menschen gekostet habe, als ihm zwei große Feldschlachten hätten kosten können. Das Schicksal der Oestreicher in ihrem Lager bei Plauen, an Dresden, war nicht besser; unter diesen war noch überdiß eine Seuche eingerissen, die ihnen innerhalb 16 Tagen 4000 Menschen raubte. —

So viel Ungemach, welches ich dir hier der Reihe nach erzählt habe, hatte die Uebergabe von Dresden einzig und allein verursacht. Ob es der König wieder bekam? soll dich der weitere Verfolg seiner Geschichte lehren. Hier nur noch sein leztes Ungemach in diesem Feldzuge und zwar bei den Unternehmungen gegen die Schweden. Friedrich hatte gleich im Frühiahr den Graf Dohna durch den General Manteufel im Commando gegen diese Truppen ablösen lassen; dieser tapfere General behauptete sich biß zum September mit weniger Mannschaft. Allein nach der unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf ward der König genöthigt, ihn zurück zu rufen. Diese Epoche des Abzugs

war

war auch die Epoche des Siegsglücks der Schweden, welche nun biß Prenzlau vordrangen. Der König schickte also Manteufel abermals mit einem Corps gegen sie ab, welches unter den glücklichsten Gefechten iene Feinde wieder nach Schwedisch-Pommern zurückscheuchte, wo sie ihre Winterquartiere nahmen. Da sie aber ihr tapferer Ueberwinder hier oft, besonders durch die Bellingschen Husaren, in ihrer Ruhe stöhren lies, so versuchten es iene einst die Stadt Anklam zu überrumpeln. In einer dunkeln Nacht griffen sie die Vorstadt an; ein Freibataillon, welches dieselbe vertheidigen sollte, ward in Unordnung gebracht; Manteufel eilte aus der Stadt herbei, sties bei der Dunkelheit auf einen Haufen Schweden; wurde von ihnen verwundet und gefangen, die Stadt aber von den Preußen behauptet. —

So viele Wetter der Trübsal brachen in einem einzigen Feldzuge über einen Monarchen aus, der vorhin nur zu siegen gewohnt war; über einen Monarchen, den hohe Begierde nach Ruhm beseelte, deren Befriedigung er aber allein in der Rettung seines Vaterlandes und in der Vertheidigung seiner Staaten gegen die

Ueber-

Uebermacht der Feinde zu suchen pflegte! Wie mein Sohn! wie wird er doch in der Folge diesen großen Endzweck zu erreichen im Stande seyn!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Papst, Johann Georg Friedrich, 1754-1821

Leben Friedrichs II. Königs von Preussen Mit Kupfern

Bd.: 2,1

Nürnberg 1789

Bor. 307 d-1/2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014943-4
VD18 80255523-001